

Schweiz: Hunderttausende Franken Sozialhilfe für Islamisten

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 42 – 20. Oktober 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Antike**  
Das Geheimnis  
der Redekunst



## Die dunkle Seite der Macht

Hillary Clintons Lügen,  
Fehden und Kriege

*Butte 16*



# Das Wichtigste in Sicherheit

**UBS Safe:** das digitale Schliessfach.



Dokumente und Passwörter sicher via UBS e-banking im UBS Safe speichern.  
UBS Digital Banking – das zukünftigste von heute. [ubs.com/safe](https://ubs.com/safe)



## Intern: Hillary, Sex, Weidel, Beck



Jahrzehnte des Aufstiegs: Clinton, 1969.

Bald könnte es so weit sein. Glaubt man den Stimmungsauguren, so steht Hillary Clinton kurz vor der Sensation. Die ehemaligen, First Lady könnte als erste Frau ins Oval Office einziehen. Wer ist die Frau, die ihren Aufstieg seit Jahrzehnten wie eine strebsame Studentin minutiös vorantreibt? Dick Morris kennt Hillarys Machttrieb wie kaum ein anderer. Während Jahren war Morris Berater des Ehepaars Clinton. Im Weissen Haus lernte er Hillarys Charakter kennen – und ihre dunkelsten Seiten. Im Interview warnt er davor, Clinton als US-Präsidentin zu wählen. Der Militärgeschichtler Victor Davis Hanson zieht Bilanz über Clintons Karriere als Aussenministerin. Sie habe alle wichtigen politischen Fragen falsch eingeschätzt und mit ihren Entscheidungen zum Chaos im Nahen Osten beigetragen. Urs Gehrigler dokumentiert Hillarys Lügen und Schummeleien, Racheakte und Fehden. Beatrice Schlag schliesslich würdigt Clintons Karriere als phänomenalen Aufstieg einer Frau, die ihre Karriere jahrzehntelang dem politischen Ehrgeiz ihres Mannes unterwarf. **Seite 14 bis 23**

Die Schweizer wissen ein vielfältiges Angebot an sexuellen Dienstleistungen zu schätzen: Die Prostitution ist in der Schweiz seit mehr als siebzig Jahren legal, und dank Personenfreizügigkeit gehen jetzt auch die zahllosen Frauen aus Osteuropa frei ihrem Gewerbe nach. Arbeiten sie aber tatsächlich aus freiem Willen oder unter Zwang? Das Aussendepartement sieht den Menschenhandel als Problem und kämpft auf allen Ebenen dagegen. Wie, erfuhr Bundeshaus-Redaktor Markus Schär auf einer Medienreise nach Bulgarien, die mehr Fragen aufwarf als beantwortete. Ein Schweizer, der für eine internationale Organisation gegen den Menschenhandel vorgeht, sagte: «Der Impact unserer Arbeit ist nie zu erkennen.» **Seite 46**

Sie hatte sich einen besonderen Treffpunkt für das Gespräch mit der *Weltwoche* ausgedacht, denn Alice Weidel legt Wert auf einen guten Eindruck. Vom Hotel hoch über Überlingen, in das der neue Star der Alternative für

Deutschland Redaktor Wolfgang Koydl gebeten hatte, geht der Blick weit über den Bodensee, vom Horizont grüsst der Säntis – an einem guten Tag. Doch an jenem Tag zog der Dauerregen einen grauen Vorhang vor die Panoramafenster. Der guten Laune der AfD-Frau tat das keinen Abbruch. Offen redete die erfolgreiche lesbische Unternehmensberaterin über Euro- und Flüchtlingskrise sowie über ihre eigene politische Zukunft. **Seite 50**

Als unser ehemaliger Praktikant Anton Beck uns darüber in Kenntnis setzte, dass sein erster Roman erschienen sei, waren wir überrascht: Der junge Mann ist erst zwanzig Jahre



*Viel Erfolg!* Student und Autor Beck.

alt. Ungeachtet seines zarten Alters hat Beck nun aber mit «#Jugend» einen Erstling im Van-Eck-Verlag vorgelegt, der morbid-romantisch, lebendig und eigensinnig aus dem Leben verschiedener Jugendlicher erzählt und der den Autor nun sogar an die Frankfurter Buchmesse führt. Beck studiert Germanistik und Anglistik in Zürich, und der nächste Roman ist bereits im Entstehen begriffen. Wir gratulieren Beck und wünschen ihm alles Gute und viel Erfolg für die Zukunft!

*Ihre Weltwoche*

SCHLAFLOS?  
ÜBERMÜDET?  
GEREIZT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– ww(inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Silvia Ramsay

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Florian Brunner (*Assistent*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojaj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



AVENGER  
★  
HURRICANE

Chronograf der Superlative. Gehäuse mit 50 mm Durchmesser in Breitlight®. Exklusives  
Manufakturkaliber B12 mit militärischer 24-Stunden-Anzeige. Offiziell Chronometer-zertifiziert.

BREITLING BOUTIQUE  
AUGUSTINERGASSE 48  
ZÜRICH



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



# Vulkanausbruch

Kleine Hymne auf den amerikanischen Wahlkampf.

Von Roger Köppel

Der US-Wahlkampf ist grossartig. Von ausen betrachtet. Es ist ein Spektakel, grosses Kino, gewaltige Übertreibungen, erbitterte Auseinandersetzungen, beeindruckende Persönlichkeiten, die gegeneinander antreten, alles in allem ein Kolossaltheater des Menschlichen, in dem Politiker auftreten, wie wir eben sind: stark, edel, schwach, kämpferisch, mies, interessant, durchtrieben, intelligent, dumm, gut, böse, lustig, von hohen Idealen bewegt, im Dreck wühlend, aufrecht, niederträchtig – Menschen eben mit all ihren Stärken und Schwächen, wobei es uns, dem Publikum, immer wieder schwerfällt, unseren eigenen Anblick in diesem Vergrösserungsspiegel zu ertragen. Und selbst jene, die diesen Wahlkampf krank und verkommen finden, können sich beim Betrachten der Schlammschlacht immerhin der tröstlichen Illusion hingeben, sie ständen darüber und seien etwas Besseres.

Dabei ist das, was sich in den USA derzeit abspielt, eine Sternstunde der Demokratie. Welten prallen aufeinander. Auf der einen Seite rollen mit der Frontfrau Hillary Clinton die Panzerdivisionen des Establishments. Es ist das geballte Aufgebot des Status quo mit dem ganzen Arsenal an gelehrten Politikprogrammen, Beraterstäben, überschlauen Phrasen, Kleiderordnungen, Sprachregelungen und Denkverboten, eine Armada der Kultivierten, Korrekten und Anständigen, der Gut- und Bessermenschen, die sich einbilden, die Zivilisation zu verkörpern und zu verteidigen gegen diesen Mongolenaufstand der Beklagenswerten und Minderbemittelten, gegen diesen Saubannerzug der Rassisten und Frauenhaser, die, angeführt von einem Wahnsinnigen, im Begriff sind, die Vereinigten Staaten von Amerika zu zertrümmern. Ist es Verzweiflung oder Überzeugung? Die hysterische Arroganz, mit der das Establishment seine Kritiker ver-teufelt, macht deutlich, wie sehr man sich bedroht fühlt.

Arroganz produziert Widerstand. Hysterie schafft Gegenhysterie. Auch die andere Seite sieht sich im verzweifelten Endkampf um die Seele der Nation. Zur Rettung des Vaterlandes scharf man sich um den glamourösen Fernsehstar und fragwürdigen Multimilliardär Donald Trump, der bis vor kurzem noch selber wie ein Goldfisch in jener Elite mitschwamm, die er nun als Ausgeburt der Dekadenz und Korruption mit immer aberwitzigeren, von seinen Anhängern aber für wahr oder zumin-



«Kolossaltheater des Menschlichen.»

dest für wahrscheinlich gehaltenen Anschuldigungen bis aufs Blut bekämpft. Trump greift auf, drückt aus, schürt und übersteigert, was die erstaunlich grosse Zahl seiner Anhänger für die Wirklichkeit hält: dass in Washington seit vielen Jahren eine gekaufte, gefräßige und unfähige Elite regiert, eine Bande von Verbrechern, heissen sie nun Bush, Obama oder Clinton, die nicht ins Weisse Haus gehören, sondern hinter Gitter («Sperrt sie ein»), austauschbare Kriminelle, die machen, was sie wollen, Kriege anzetteln und die Heimat an internationale Grosskonzerne und ausländische Interessen verkaufen. Millionen von Amerikanern, die wohl oder übel hinter Trump stehen, sehen es so. Sie haben die Nase

voll von Filz und Inzucht in der Politik. Sie wollen endlich einen Wechsel.

Dass die beiden Kandidaten mit ultraharten Bandagen kämpfen, liegt in der Natur der Sache. Der Wahlkampf ist rau und dreckig, aber eben auch ehrlicher und befreiender als die salonfähige Verlogenheit der offiziellen Politik. Es geht um viel. Die angefeindete Elite spürt, dass ihr die Felle davonschwimmen. In Washington herrschen seit vielen Jahren tatsächlich die mehr oder weniger gleichen Leute aus den gleichen Familien mit den ähnlichen Programmen. Korruption gedeiht, wo die Macht so lange im engen Kreis herumgeschoben wird. Es gärt und brodeln. Fäulnisgeruch hängt in der Luft.

Hillary Clintons grosser und einziger Vorteil liegt darin, dass Trump noch etwas unbeliebter ist als sie. Die Favoritin muss dem Himmel danken – oder vielleicht ihren Mitarbeitern, die den Skandal inszeniert haben –, dass sich ein paar Frauen mit fantastischem Timing nach jahrzehntelangem Schweigen gerade noch rechtzeitig daran erinnern, wie sie vom republikanischen Kandidaten früher angeblich unsittlich angegangen worden sind.

Erstaunlicherweise scheinen die Attacken Trump weniger geschadet zu haben, als von seinen Gegnern erhofft. Mit Blick auf den 8. November ist noch alles möglich, ein Erdbebensieg von Clinton ebenso wie ein Überraschungserfolg des mehrfach totgesagten Unternehmers.

Nein, das ist nicht die «Entwertung der amerikanischen Politik», wie der leider immer mehr nach links driftende *Economist* titelt. Was wir beobachten, ist der Zusammenbruch einer selbstzufriedenen Elite, die mit ihrer hochnäsigen, lebensfremden Attitüde bei den Leuten nicht mehr ankommt. Wir hören einen donnernden Weckruf, eine Art Erdbeben, das offensichtlich nötig wurde, weil immer mehr Leute den Eindruck, ja die Gewissheit haben, dass es so nicht mehr weitergehen kann. Das Volk, der demokratische Souverän, der Chef, ist nicht mehr einverstanden, wie die von ihm gewählten Angestellten in der Politik seine Geschäfte besorgen.

Die angegriffene Obrigkeit versucht sich dadurch zu retten, dass sie den Überbringer dieser Botschaft, das wandelnde Megafon Trump, und damit auch dessen Anhänger haufenweise mit Dreck bewirft. Vermutlich reicht es diesmal, um den quecksilbrigen, tatsächlich unberechenbaren Egozentriker zu verhindern. Aber das Unbehagen, das sich in den USA entlädt, wird sich so nicht beseitigen lassen.

Trump ist ein Vulkanausbruch der Demokratie, fürchterlich, heilsam und mit Sicherheit ein Vorbote ähnlicher Explosionen, die sich auch in Europa seit längerem anbahnen. Die aufgestauten Spannungen in der EU sind sogar noch grösser als jene in den USA, aber es fehlen die Ventile. Je früher der Knall kommt, desto besser.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





«Keine Zeit mehr»: Alice Weidel. Seite 50



Offener Markt für Sexarbeit: Seite 46



Clan: Hillary Clinton, Tochter Chelsea. Seite 21



Genug ist nicht genug: Jürg Schmid. Seite 34

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Ein Schelmenstück
- 9 Im Auge José Maria Gómez, Verhaltensforscher
- 10 Kommentar Lange Schlacht
- 10 Nobelpreis Dylan, der Meisterdieb
- 11 Justiz Auf den Kopf gefallen
- 11 Debatten Raum der Frauen
- 12 Personenkontrolle Couchepin, Rickli, Kägi, Stocker etc.
- 13 Nachruf Dario Fo
- 14 Machtstreberin Hillary Clinton**  
Wer ist der Mensch hinter dem gefrorenen Lächeln?
- 16 «Sie tut, was du willst»**  
Dick Morris über den Machttrieb Hillary Clintons
- 18 Sie wird ihr Land überraschen**  
Der phänomenale Aufstieg von Hillary Clinton
- 20 Aussenpolitik Das nahöstliche Trümmerfeld
- 21 Chelsea Clinton Die Kronprinzessin
- 22 Fieberkurve Zeit der Unschuld
- 23 Ausland Schöpferische Selbstzerstörung
- 24 Die Deutschen Ziel erreicht
- 24 Wirtschaft Riskante Machtspiele
- 26 Mörgeli Empörung am Sonntag
- 26 Bodenmann Der Taiwan-Reimann
- 27 Medien Wahrheiten am Telefon

- 27 Gesellschaft Weisse Wut
- 28 Grundbegriffe des Lebens Linus Reichlin über das Nichts
- 30 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

- 32 Nicht erfüllt**  
Was hat die bürgerliche «Schulterschluss-Allianz» erreicht?
- 34 Kassieren und schweigen**  
Die Privilegien des Tourismus-Direktors Jürg Schmid
- 36 Kriminalität Recht auf Leben und Tod
- 37 Asylanten Geschändete Kapelle
- 38 Extremisten missbrauchen Sozialstaat**  
Terroristen und Terrorhelfer als Sozialhilfebezügler
- 40 Mobilität Hände weg von den Pendlerabzügen
- 41 Roger de Weck Krisendiplomatie der Verzweiflung
- 42 «Missbräuchlich und belastend»**  
Der Bundesrat und die Masseneinwanderungsinitiative
- 43 Bundesrat Und die Basler?
- 45 Forschungsgelder Speckgürtel der Wissenschaft
- 46 Unter Zwang**  
Die Schweiz kämpft erfolglos gegen den Menschenhandel
- 48 Im Vornamen Frankreichs**  
Der Autor Eric Zemmour über den «französischen Suizid»
- 50 Alice, die Wunderfrau**  
Alice Weidel von der Alternative für Deutschland (AfD)





*Kreatives Doppelspiel:* Make-up-Vloggerin Michelle Phan. Seite 58

## Gesellschaft

### 58 Kampf um Echtheit

Um die Frage, ob sich Frauen schminken sollten oder nicht, ist eine neue Debatte entstanden. Der zarte Gesichtsschleier des Westens wirft existenzielle Fragen auf

## Stil & Kultur

### 52 Ikone der Woche Der König und ich

### 54 Bestseller

### 54 Urknall der Redekunst

Die Ursprünge der Fähigkeit, andere mit Worten zu lenken

### 60 Top 10

### 60 DVDs «Eye in the Sky»

### 61 Jazz Sonny Rollins Trio

### 62 Namen Kernthemen des Menschseins

### 63 Hochzeit Marjorie McCool und Kyle Jones

### 63 Thiel Teufelswinkel

### 64 Wein Pierre-Luc Leyvraz: St-Saphorin Grand Cru 2015 Les Blassinges

### 64 Zu Tisch Wolfgang Puck im «Spago», Beverly Hills

### 65 Motorrad «The Next 100 Years» bei BMW

### 66 MvH trifft John Paul DeJoria, Aufsteiger

## Autoren in dieser Ausgabe

### Victor Davis Hanson



Der renommierte amerikanische Militärhistoriker, Kolumnist und Buchautor zieht Bilanz über Hillary Clintons Amtszeit als Außenministerin (2009–2013). Die Konsequenzen für den Nahen Osten und für Europa seien verheerend. Seite 20

### Wilfried Stroh



Der emeritierte Professor für lateinische Philologie ist ein leidenschaftlicher Verfechter der Sprache von Cicero und Ovid. Er schreibt über die Entwicklung der Rhetorik und über deren faszinierende Bedeutung in der heutigen Zeit. Seite 54

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH



## Auch Ihr Gepäck reist komfortabel.

Das neue E-Klasse T-Modell hat selbst beim Ladevolumen einen beachtlichen Vorsprung. Mit bis zu 1820 Litern begeistert es selbst das Übergepäck mit dem grössten Laderaum im Segment. **Das neue E-Klasse T-Modell mit der neuesten Generation Intelligent Drive.**  
[www.e-klasse-t-modell.ch](http://www.e-klasse-t-modell.ch)

**Mercedes-Benz**

Das Beste oder nichts.





# Ein Schelmenstück

Von Hubert Mooser — In der Bundesverwaltung zirkuliert ein brisantes Papier für einen Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative. Mit seinen Vorschlägen würde sich der Bundesrat selber desavouieren.



Sommaruga: Vertraulicher Entwurf.

Die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) durch den Nationalrat mit einem «Inländervorrang light» war ein Lausbubenstreich unter der Regie des Freisinns und der Sozialdemokraten. Unter der Führung von Justizministerin Simonetta Sommaruga soll jetzt ein weiterer Pflock gegen die MEI eingeschlagen werden. Sommaruga muss dem Bundesrat bis spätestens am 26. Oktober ein Aussprachepapier zur Rasa-Initiative vorlegen. Diese Volksinitiative will das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative vom 9. Februar 2014 rückgängig machen. Seit einigen Tagen zirkuliert in der Bundesverwaltung ein vertraulicher Entwurf, in dem die Stossrichtung der geplanten Streichung skizziert wird – sofern sich der Bundesrat denn für einen Gegenvorschlag zur Rasa-Initiative entscheidet.

## Die Demontage geht weiter

Wie von der Landesregierung verlangt, stellt die Justizministerin mehrere Varianten zur Auswahl. Variante 1 will einen Vorbehalt zum Völkerrecht in die Verfassung pflanzen. Konkret geht es darum, dass Verfassungsartikel nur insofern umgesetzt werden dürften, als sie völkerrechtliche Verträge wie zum Beispiel die Personenfreizügigkeit nicht verletzen. Das käme einer massiven Einschränkung des heutigen Initiativrechts gleich. Variante 2 sieht

eine Neuregelung des Zuwanderungsartikels vor. Kontingente und Höchstzahlen sollen aus der Verfassung gestrichen werden. Variante 3 will einen Verfassungsartikel zu den bilateralen Verträgen mit der EU in der Verfassung verankern und diese so auf gleiche Stufe stellen wie den Zuwanderungsartikel. Der Vorschlag geht in Richtung der parlamentarischen Initiativen von CVP und BDP.

Die Demontage der MEI geht also weiter. Zuerst muss der Bundesrat jedoch am kommenden Mittwoch den Grundsatzentscheid fällen, ob er der Rasa-Initiative einen eigenen Vorschlag gegenüberstellen soll. Eines lässt sich jetzt schon sagen: Mit der von Sommaruga in drei Varianten entworfenen Stossrichtung würde sich der Bundesrat ins Abseits stellen.

Wie ist es dazu gekommen? Unmittelbar nach der Abstimmung betonte die Justizministerin, die Verfassung gelte, die Schweiz werde künftig die Zuwanderung wieder selbstständig steuern. Danach wurde die Umsetzung der MEI durch Sommaruga verwässert, vernebelt und schliesslich verschleppt. Mit grosser Verspätung kam die Vorlage im Herbst 2016 ins Parlament und wurde dort endgültig demontiert. Experten sind sich einig: So wie der Nationalrat die MEI umsetzen will, wird die Verfassung nicht umgesetzt.

Mit den angedachten Vorschlägen zu einem Rasa-Gegenentwurf begibt sich jetzt auch der Bundesrat in ein Minenfeld. Und wie! Bei allen drei Optionen des Gegenvorschlages, wie sie im Aussprachepapier des Justizdepartements vorgezeichnet sind, würde sich die Landesregierung auf spektakuläre Weise selber widersprechen und desavouieren. In einem Bericht aus dem Jahre 2010 über das Verhältnis von Landesrecht und Völkerrecht schrieb die gleiche Regierung, die sich heute um die Umsetzung der MEI drückt: «Es wäre missbräuchlich und für den politischen Prozess belastend, eine Initiative zwar zur Abstimmung zu bringen, sie aber im Falle der Annahme nicht oder nur teilweise umzusetzen.» Und weiter: «Wenn der Konflikt zwischen der neuen Verfassungsbestimmung und dem Völkerrecht nicht verhindert werden kann, geht nach Ansicht des Bundesrates die jüngere Verfassungsbestimmung vor.»

Bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative soll das alles nicht mehr gelten. Das Schelmenstück wird fortgesetzt – oder hat da jemand «Gaunerei» gesagt?

Mehr zum Thema: Seite 42

# Kain und Abel



José María Gómez, Verhaltensforscher.

Während Aleppo in Schutt, Asche und Blut versinkt, wendet sich Professor José María Gómez, barfuss laufend im warmen Sand der Costa del Sol und mit einem Panamahut geschützt, wieder dem Fischfang zu, seinem Hobby. Beruflich beschäftigte er sich jahrelang mit dem Gewaltpotenzial von Säugetieren und deren Höchstentwicklung, dem Homo sapiens. Jetzt hat er seine Studie im Wissensmagazin *Nature* vorgestellt, die belegt, dass wir *natural born killers* sind, wie es schon die Weisheit der Bibel mit dem Brudermord von Kain an Abel nahelegt. Winston Churchill, der fabelhafte Zyniker, der alles vom Krieg verstand, hat das Bonmot hinterlassen, er vertraue nur Statistiken, die er selber gefälscht habe. Doch Gómez und sein Team an der Universität Granada haben die tödlichen Aggressionen unter Artgenossen bei 1024 Säugerarten und der Stammesgeschichte der Menschheit – Kindstötungen, Kannibalismus, Raub- und Eifersuchtsmorde, Revierkämpfe, Kriege – seit der Steinzeit erforscht und verglichen. Und wir schneiden schlecht ab im Statistikkonvolut von über vier Millionen Daten. «Die Menschheit», folgert Gómez, «ist die mordlustigste Spezies der Entwicklungsgeschichte.» Sogar Löwen und Bären töten unter sich weniger. Die Urteile der Fachwelt sind geteilt, auch wegen der schwierigen Quellenlage. Offen bleibt die alte Streitfrage. Der Philosoph Thomas Hobbes verkündete im 17. Jahrhundert: «Der Mensch ist ein Wolf für den Mitmenschen» (den Satz fand er in einer römischen Komödie). Rousseau war überzeugt, Gewalt und Gemetzel würden durch die Umwelt bestimmt. Im finsternen Mittelalter betrug die Mordquote kriegs- und hungerbedingt rekordhohe 12 Prozent, inzwischen haben Politik und Polizei die Schreckensrate weltweit auf 2 Prozent reguliert, Tendenz sinkend. Bei Säugetieren insgesamt beträgt sie jedoch nur 0,3 Prozent. Wal, Fledermaus und Hase sind besonders friedlich, die grausamen Weibchen einer Meerkatzenart aber murksen 19 Prozent der Brut von Artgenossinnen ab. Lassen wir Gómez die Freude am Fischen. Peter Hartmann

## Lange Schlacht

Von Kurt Pelda — In Mossul wehrt sich der Islamische Staat mit allem, was er hat.

In Kriegen Voraussagen zu machen, ist immer ein Wagnis. Erste Erfolge der irakisch-kurdischen Koalition im Kampf um die nordirakische Metropole Mossul sollten jedenfalls nicht zur falschen Hoffnung verleiten, die Schlacht werde schon bald entschieden. Noch ist die auf 25 000 Kämpfer plus einige westliche Special Forces geschätzte Streitmacht der Angreifer nicht einmal bis zur Stadtgrenze vorgedrungen, noch finden die Kämpfe gegen den Islamischen Staat (IS) im offenen Gelände ausserhalb statt. Und bereits haben die Kurden angekündigt, dass sie die Offensive zwar unterstützen, selbst aber nicht an der Eroberung Mossuls teilnehmen werden. Dies überlassen sie derselben irakischen Armee, die noch vor zwei Jahren vor dem IS davongerannt ist.

### Fluchtwege der Terroristen

Anders als im syrischen Aleppo, wo Diktator Assad einen Belagerungs- und Vernichtungskrieg auch gegen die Zivilbevölkerung entfesselt hat, wollen die Angreifer in Mossul von Anfang an Fluchtwege für Zivilisten freihalten. Viele Normalbürger werden es sich jedoch zweimal überlegen, bevor sie zur irakischen Armee und den schiitischen Milizen flüchten, denn Letztere stehen dem IS punkto Brutalität in nichts nach. Wahrscheinlich wird erneut das de facto unabhängige Kurdistan im Norden des Iraks die Hauptlast der Vertriebenen zu tragen haben. Und selbst wenn die Armee und ihre Alliierten Mossul erobern, bleibt das politische Problem, wie die sunnitische Minderheit an der Macht in Bagdad teilhaben soll, weiter ungelöst. Mossuls Bevölkerung besteht heute fast ausschliesslich aus Sunniten.

Wie schwierig es werden könnte, den IS aus Mossul zu vertreiben, mag folgender Vergleich illustrieren: Diesen Sommer benötigten syrisch-kurdische Milizen trotz amerikanischer Luftunterstützung sechs Wochen, um die kleine Stadt Manbidsch bei Aleppo dem IS zu entreissen. Vor dem Krieg lebten dort etwa 100 000 Menschen. In Mossul waren es zu Friedenszeiten fast zwanzig Mal so viel. Die Schlacht könnte im schlechten Fall also nicht nur Wochen, sondern Monate dauern.

Und wohin werden die IS-Terroristen anschliessend flüchten? Einige werden es ohne Zweifel bis nach Europa schaffen, was eine neue Welle von Terroranschlägen zur Folge haben könnte.

## Dylan, der Meisterdieb

Von Hubert Spiegel — Das Unverständnis für die Wahl des diesjährigen Literaturnobelpreisträgers ist selbst unter Autorenkollegen gross. Sie übersehen die Tradition, in der Dylan steht.

Hat die Schwedische Akademie je einen Literaturnobelpreisträger verkündet, ohne für ihre Entscheidung kritisiert worden zu sein? Wohl kaum. Aber dass sich so wie jetzt enttäuschte Autorenkollegen zu Wort melden, kommt normalerweise nicht vor. Wer zum Favoritenkreis gehört – etwa Philip Roth, Haruki Murakami oder Don DeLillo –, der wartet, hofft und leidet. Vor allem aber schweigt er.

### Zwiegespräch mit Shakespeare

In diesem Jahr aber trägt ein Geheimtipp, der schon seit Jahren keiner mehr war, die Auszeichnung davon, und viele tun nun so, als wären sie überrascht. Namhafte Schriftsteller wie Mircea Cartarescu beschwerten sich und rügen die Entscheidung für Bob Dylan als unangemessene Zurückweisung der modernen Romanliteratur. Erstmals in der Geschichte dieser Auszeichnung wird ein Autor bedacht, der Songtexte verfasst, und manch einer will darin sogar einen Verstoss gegen die Statuten der Akademie sehen. Die Auszeichnungen für Theodor Mommsen (1902) und Winston Churchill (1953) sind offenbar vergessen. Dennoch ist die Frage, wie das Werk Bob Dylans, das über tausend Songtexte umfasst, literarisch zu bewerten sei, legitim. Man muss sie sogar stellen – wie bei jedem Preisträger.

Schon einmal fiel die Kritik ähnlich heftig aus wie jetzt, das war 1997, als Dario Fo den Preis erhielt. Die Akademie wollte den letzten lebenden Theatermacher auszeichnen, der noch eine persönliche Verbindung zu einem Volkstheater hatte, das sich ursprünglich aus der mündlichen Überlieferung speiste und per se politisch war, weil es die Perspektive der einfachen Leute einnahm und für die Reichen und Mächtigen nur Spott übrig hatte. Aber die Traditionslinie, die den 1926 geborenen Fo mit dieser Theaterform verband, war 1997 schon so dünn, dass sie nahezu unsichtbar geworden war. Die meisten sahen nur einen in die Jahre gekommenen Politclown, der plötzlich zum Kreis der Nobelpreisträger gehören sollte.

Auch Dylan steht am Ende einer Traditionskette, deren Glieder zum Teil kaum noch erkennbar wären, wenn nicht Philologen wie Greil Marcus und Heinrich Detering sie uns vor Augen führten. Die Akademie würdigt ja nicht mit fünfzigjähriger Verspätung den Protestsänger der sechziger Jahre. Nein, es geht um etwas anderes. Ausgezeichnet wird ein literarisches Werk, das die Traditionen des amerikanischen Folksongs und der Populärkultur der letzten zweihundert Jahre mit den literarischen Tradi-

tionen Europas seit der Antike verschmilzt. Ein Werk, in dem Homer, Ovid, Shakespeare, Rimbaud, Woody Guthrie, Pete Seeger, Chuck Berry, Little Richard und Frank Sinatra miteinander plaudern, als wären sie alte Bekannte. Unsterblich ist dieses Zwiegespräch der Texte, das Raum und Zeit überwindet. Schon 1966 begrüsst Dylan «Will the Shake», wie er den Elisabethaner später nennt, auf dem Album «Blonde on Blonde» wie ein Montague einen Capulet in den Strassen Veronas: «Well Shakespeare he's in the alley / With his pointed shoes and his bells.»

Dylans Spätwerk beginnt mit einem Album, das zufällig an einem Tag erschien, der die Welt verändern sollte: am 11. September 2001. Der Titel des Albums lautet «Love and Theft». Dylan zitiert damit ein Buch über die amerikanische Populärkultur des 19. Jahrhunderts und benennt zugleich das poetische Verfahren, mit dem er sich den Fundus der Weltliteratur wie der Populärkultur zu eigen macht. «Diebstahl» aus Liebe zur Literatur, das ist ein Vergehen, das alle grossen Schriftsteller begangen haben. Und Bob Dylan, dessen Song «Desolation Row» längst neben T.S. Eliots «The Waste Land» im «Oxford Book of American Poetry» steht, ist ein liebender Meisterdieb. Wer das bestreitet, muss taub und blind sein.

Hubert Spiegel ist Redaktor im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.



Liebe zur Literatur: Songwriter Dylan, 75.



## Auf den Kopf gefallen

Von Markus Schär — Einmal mehr sorgt der Gerichtshof für Menschenrechte in der Schweiz für Ärger: Er spricht sich gegen das Überwachen einer Scheininvaliden aus.

Wer sich ein lebensnahes Rechtsempfinden bewahrt, der ärgerte sich schon, dass der höchste Gerichtshof in Strassburg die Klage gegen die Schweiz annahm, über die er am Dienstag entschied:

Eine heute 62-jährige Coiffeuse aus Ex-Jugoslawien stürzte 1995 auf den Hinterkopf, weil ein Motorrad sie auf dem Fussgängerstreifen angefahren hatte. Sie erlitt eine Gehirnerschütterung; fünf Monate später meinte aber ein Arzt am Universitätsspital Zürich, sie könne wieder normal arbeiten. Die Unfallversicherung strich deshalb nach einem weiteren Untersuchung mit demselben Befund ihre Leistungen per Januar 1997. Dagegen wehrte sich das Opfer; das Sozialversicherungsgericht des Kantons Zürich gab ihm 2000 recht und sprach ihm 2002 sogar rückwirkend eine volle Invalidenrente zu.

Die angeblich arbeitsunfähige Coiffeuse forderte aber auch die Leistungen der Unfallversicherung. Diese ordnete zusätzliche Abklärungen an; die Patientin weigerte sich jedoch, sich untersuchen zu lassen. Die Versicherung heuerte deshalb Privatdetektive an, um die Frau im Oktober 2006 viermal mehrere Stunden lang zu überwachen. Die Filmaufnahmen zeigten, dass die Invalide problemlos ihren Hund ausführen, schwere Einkaufstaschen tragen oder über lange Distanzen Auto fahren konnte. Darüber hinaus meinte ein Gutachter, die Frau könne fast ohne Einschränkung ein normales Leben führen.

Die Scheininvaliden klagte dagegen einmal mehr beim Sozialversicherungsgericht, und dieses stützte sie erneut in ihrer Verweigerungshaltung. Das Bundesgericht, von der Versicherung angerufen, fand den Einsatz der Privatdetektive aber in seinem Urteil vom März 2010 rechtens. Es wies darauf hin, dass das Sozialversicherungsrecht die Versicherten verpflichtet, alle nötigen Auskünfte zum Abklären des Anspruchs zu erteilen, und dass das Leiturteil zur Überwachung von 2008 festschreibt: Eine regelmässige Observation versicherter Personen stellt einen «relativ geringfügigen Eingriff» in deren Grundrechte dar, wenn sie sich «insbesondere auf den öffentlichen Raum beschränkt». Die Überwachung, ausschliesslich auf der Strasse, verletze deshalb nicht das Privatleben, wie es die Bundesverfassung und die Menschenrechtskonvention fast im selben Wortlaut festschreiben.

Dagegen klagte der streitlustige Zürcher Anwalt Philip Stolkin beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Und die



Definition des Privatlebens: Richterin Keller.

höchsten Richter in Strassburg geben ihm in ihrem Urteil vom 18. Oktober recht – mit sechs von sieben Stimmen, inklusive jener der Schweizer Richterin Helen Keller. Sie tüfteln einerseits eine so weite Definition des Privatlebens aus, dass es auch im öffentlichen Raum stattfinden kann. Und sie kritteln andererseits, die schweizerischen Gesetze reichten nicht aus, insbesondere fehle die «Vorhersehbarkeit», weshalb widerspenstige Versicherte nicht wüssten, mit welchen Massnahmen sie zu rechnen hätten.

### Pflichten gegenüber der Gesellschaft

Die Aktivistengruppe Schutzfaktor M bejubelt das Urteil. Wenn es Rechtskraft bekomme – die Eidgenossenschaft kann noch eine Beratung durch die Grosse Kammer verlangen –, habe es «weitreichende Folgen für die Schweiz». Die Normalbürger und wohl auch etliche Bundesrichter schütteln den Kopf und stimmen Paul Widmer zu. Der Diplomat, der die Schweiz 2007 bis 2011 beim Europarat vertrat, fordert schon lange «mehr richterliche Zurückhaltung in Strassburg». Das höchste Gericht sollte nicht nur die Menschen in ihren Rechten gegenüber dem Staat bestärken, sondern auch auf ihren Pflichten gegenüber der Gemeinschaft bestehen. Zum Beispiel jener, die Sozialversicherungen nicht zu betrügen.

## Raum der Frauen

Von Peter Keller — Die Schweizer Politik ist weder sexy noch besonders sexistisch.

Kaum eine Welt ist weniger sexy als die der Politik, zumindest in der Liga, die in der Schweiz gespielt wird. Hier geht es am Ende um so prickelnde Dinge wie die nationale Bekämpfung der Bettwanzen (ein Vorstoss aus der letzten Session) oder die Frage der nominalen beziehungsweise angenommenen Teuerung in der Staatsrechnung. Gleichwohl fühlt man sich in Bundesbern manchmal wie in Klein-Hollywood: Das Parlament ist eine grosse Bühne, auch für Nebenrollendarsteller, Ego meets Eitelkeit und umgekehrt. Nur sucht man vergeblich nach einem George Clooney oder einer Scarlett Johansson. Politik ist – mit ganz wenigen Ausnahmen – das Showbiz für die Hässlichen.

### Als Mann besser die Schnauze halten

In diese nicht immer einfache Selbsterkenntnis platzte die Debatte über Sexismus im Bundeshaus. SP-Nationalrätin Mattea Meyer beklagte sich über Männer aus dem vornehmlich rechten Lager, die ihre Stiefel oder ihr «nettes» Outfit lobten. Damit werde sie als Frau auf ihr Aussehen reduziert und ihr signalisiert, «dass Politik der Raum der Männer ist und bleiben soll». Ich weiss, als Mann hält man bei diesem Thema besser die Schnauze. Oder anders gesagt: Die Mattea Meyers dieser Welt signalisieren uns Nichtfrauen relativ eindeutig, dass die Sexismusdebatte der Raum der Frauen ist und bleiben soll.

Und doch: Bis auf weiteres hat die Biologie den Menschen mit ein paar Grundeigenschaften ausgestattet. Zum Beispiel, dass Männchen Weibchen begatten möchten. In unseren Gesellschaften gibt es mehr oder weniger subtile Formen, dieses Begehren auszudrücken. Zwischen durch ein Kompliment zu machen, ist mehr wie ein Durchschnaufen, eine Selbstvergewisserung, dass in diesem keimfreien Politikbetrieb auch menschliche Regungen möglich sind, ehe man sich wieder den Bettwanzen und der nominalen Teuerung zuwendet.

Man muss sich echt wundern, dass der ehemalige CVP-Präsident Christophe Darbellay es unter diesen Umständen geschafft hat, im Dunstkreis des Bundeshauses ein Kind zu zeugen. Überhaupt drängt sich bei dieser ganzen Debatte der Gedanke auf, dass der Sexismus erst dann wirklich aus der Welt ist, wenn es auch keinen Sex mehr gibt. Dann allerdings erübrigt sich auch die Politik insgesamt, und wir überlassen den Bettwanzen das weitere Geschehen.

## Personenkontrolle

**Couchepin, Rickli, Kägi, Stocker, Leuthard, Nause, Schärli, Huber, Geissbühler, Trede, Tschäppät, Aebi, Bertschy, Kusano, Frehner, Trump, Farage, Le Pen**

Es gilt hierzulande als ungeschriebenes Gesetz: Wer ein politisches Exekutivamt anpeilt, sollte möglichst lange das Gegenteil behaupten. Weil **Pascal Couchepin** (FDP) weiland seine Bundesratsambitionen nicht verleugnete, galt er schon vor seiner Wahl als überehrgeiziges Alphatier. Jetzt schwimmt auch **Natalie Rickli** keck gegen den Strom. Die Zürcher SVP-Nationalrätin hat verlautbart, sie wolle momentan nicht Winterthurer Stadträtin werden. Ambitioniert ist sie trotzdem. Mittelfristig kann sich Rickli vorstellen, ein Exekutivamt zu übernehmen. Offen denkt die noch nicht Vierzigjährige an den Zürcher Regierungsrat. Ob das bei den über sechzigjährigen SVP-Regierungsmännern **Markus Kägi** und **Ernst Stocker** Amtsmüdigkeit provoziert? (rz)

CVP-Bundesrätin **Doris Leuthard** hat nach Fukushima den Ausstieg aus der Atomenergie eingeleitet. Jetzt kämpft sie offensiv gegen die grüne Atomausstiegsinitiative. **Reto Nause** hat 1999 als Aargauer CVP-Sekretär mit dem – zumindest latent sexistischen – Slogan «Duschen mit Doris» die nationale Karriere Leuthards eingeleitet. Jetzt kämpft Nause als Stadtberner Energieminister offensiv für die grüne Atomausstiegsinitiative. Ob er sich von Leuthard distanziert habe, wollte die Zeitung *Der Bund* von Nause wissen. «Das sehe ich nicht so eng», wiegelt er ab. Im rot-grünen Bern stehen Wahlen an. Der wendige CVP-Mann Nause will natürlich nicht kalt geduscht werden. Oder sehen wir das zu eng? (rz)

«Wer hat, dem wird gegeben»: Zur Erkenntnis von Matthäus 25,29 kommt, auf Kosten der Steuerzahler, auch die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen, geführt von der ehemaligen Luzerner Regierungsrätin **Yvonne Schärli** (SP). Eine Studie der Uni Freiburg, die in ihrem Auftrag vor den Wahlen 2015 Tausende von Artikeln, Fotos und Beiträgen in den elektronischen Medien auswertete, stellt fest: Einerseits finden sich in der Berichterstattung kaum mehr Geschlechterstereotype (wie die Beschreibung einer Frau als hübsch oder sanft). Andererseits nehmen die Kandidatinnen weiterhin nicht den ihnen gebührenden Platz ein. Das hat allerdings einen einfachen Grund, wie auch die Frauenkommission mit ihrem Bibelzitat erkennt: «Kandidierende in hohen Parteiposi-



*Keck gegen den Strom:* Natalie Rickli (SVP).



*Gegrillte Würstchen:* Aline Trede (Grüne).



*Warm duschen:* Reto Nause (CVP).



*Offene Frauenfragen:* Yvonne Schärli (SP).



*Amour fou:* Nigel Farage, Brexit-Initiator.

tionen erhalten viel Medienaufmerksamkeit.» Unter den führenden Personen der Bundesratsparteien fand sich aber nur eine Frau, FDP-Fraktionschefin **Gabi Huber** – und sie stand nicht mehr zur Wahl. Was also tun? Die Frauenkommission wünscht, dass die Medien «vermehrt auch weniger prominente Politikerinnen zu Wort kommen lassen». (sär)

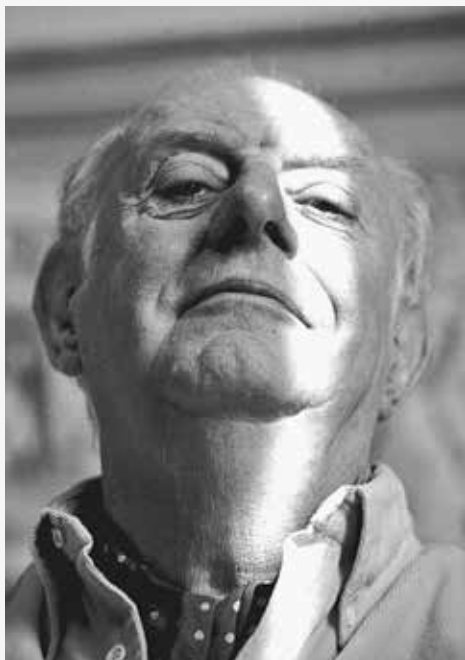
«Naive Frauen tragen eine Mitschuld an Vergewaltigungen.» Mit dieser Aussage hat sich SVP-Nationalrätin **Andrea Geissbühler** auf die Äste hinausgewagt. Seither wütet in den sozialen Medien ein Sturm, der es auf den Titel der *Sonntagszeitung* gebracht hat. Vorwiegend Frauen berichten von unerwünschten, vorwiegend männlichen Annäherungsversuchen und sexueller Belästigung. Allein, der Grad des Erträglichen ist subjektiv: Für die abgewählte grüne Nationalrätin **Aline Trede** ist es nicht nur daneben, dass Ratskollege **Alexander Tschäppät** (SP) ihr ungefragt die Hand aufs Knie gelegt habe. Sie protestiert auch: SVP-Mann **Andreas Aebi** habe sie mit einer Kuh aus seinem Stall verglichen und gesagt, diese sei

«am schönsten, wenn sie schon einmal gekalbert habe». (Beide Politiker bestreiten die Darstellung.) Nicht erwähnt wurde Aline Trede's vieldeutiges Wahlplakat im letzten Wahlkampf: Zusammen mit den Kandidatinnen **Kathrin Bertschy** und **Lea Kusano** hatte sie sich mit Bier an den Grill gestellt unter dem Wahlspruch «Würstchen gehören auf den Grill. Starke Frauen in den Nationalrat!». Und ihren Basler Ratskollegen **Sebastian Frehner** (SVP) bezichtigte sie öffentlich der Prüderie. (fsc)

Wenn der Maulheld **Donald Trump** prahlt, er könne jede Frau haben, dann denkt man in erster Linie an blutjunge Starlets oder Sekretärinnen. Da zielt **Nigel Farage**, Trumps britischer Bruder im Geiste, schon ein paar Etagen höher. In einem Gespräch mit einem Journalisten schwärmte der Vater des Brexit von einem Abendessen mit der französischen Front-national-Frau **Marine Le Pen**. Politisch unterstützen könne er sie zwar nicht, aber: «I think Marine wants to f..k me, you know. I think she wants to f..k me.» Eine bemerkenswerte Neuauflage der britisch-französischen Entente cordiale. (ky)



## Nachruf



*Kindliches Staunen:* Dario Fo.

**Dario Fo (1926–2016)** — Davon träumt jeder Dramaturg. Dass bei seinen Stücken Arbeiter neben Unternehmern im Publikum sitzen. Der italienische Schriftsteller

Dario Fo hat das geschafft. Wer allerdings Fos Namen nennt, sollte dies nicht tun, ohne auch dessen Frau, die Schauspielerin und Autorin Franca Rame, im selben Atemzug zu erwähnen. Sie waren zeitlebens ein Team. Gemeinsam füllten sie ganze Stadien. Zwanzig Millionen Zuschauer hingen vor dem Fernseher, um ihre Satiresendung anzuschauen, sehr zum Ärger der Taxifahrer in ganz Italien, die protestierten, dass die Fos ihnen die Kundenschaft wegnähmen.

Immer wieder wurde Fo von der Polizei abgeholt. Manchmal direkt von der Bühne weg. Vierzig Mal stand er wegen Blasphemie und Ehrverletzung vor Gericht. Sogar mit Auftrittsverbot hat man ihn belegt. Als Fo 1997 den Literaturnobelpreis erhielt, charakterisierte ihn das Komitee als «Schriftsteller, der in der Nachfolge der mittelalterlichen Gaukler die Macht geißelt und die Würde der Schwachen und Gedeimütigten wiederaufrichtet».

Zuletzt hatte er sich Charles Darwin als Sujet ausgesucht. Eigens für die Ausstellung in Cesenatico, an der Adria gelegen, malte er Dutzende Gemälde, die die Menschwerdung illustrieren. Dort habe ich ihn im September besucht. Sein einst elastischer Körper war er-

starrt, doch die riesigen Augen leuchteten wie Wunderkerzen.

Nach dem Tod seiner geliebten Franca 2013 hatte ihn eine veritable Arbeitswut gepackt. Er malte wie wild, manchmal mehrere Bilder pro Tag. «Er hat Angst, dass ihm die Zeit davonrennt», sagte seine junge Assistentin. Nach einem chaotischen, aber äusserst anregenden Gespräch schloss ich mit der Frage: «Meister, glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?» Fo antwortete: «Ich bin doch Atheist.» Dann werde er also seine Franca nie mehr sehen? «Nie mehr», erwiderte er. Dann schwieg er lange und meinte schliesslich leise: «Manchmal werde ich von einem kindlichen Staunen erfasst. Unlängst kam ich nach einem miserablen Tag nach Hause. Da stellte ich fest, dass alle Pflanzen im *atrio* verendet waren. Ich hatte vergessen, sie zu giessen. Plötzlich aber entdeckte ich in diesem Trauerfeld eine Blume in voller Blüte. Es war Francas.»

Das waren seine letzten Worte in seinem letzten Interview. Vergangene Woche ist Dario Fo neunzigjährig in einem Spital in Mailand verstorben. *Urs Gehrigler*

## Eine glänzende Anlageidee: ZKB Gold ETF

Anlage  
der Stunde!

Mehr Informationen auf [zkb.ch/etf](http://zkb.ch/etf)

Unsicheres Marktumfeld und aktuelles Tiefzinsumfeld verlangen nach Alternativen für Ihr Portfolio. Investieren Sie deshalb jetzt in den grössten Gold ETF der Schweiz. ZKB Gold ETF: 100% Swiss Made Asset Management mit Sitz in Zürich.

Die nahe Bank



Zürcher  
Kantonalbank

Diese Angaben dienen ausschliesslich Werbezwecken und stellen keine Anlageberatung oder Offerte dar. Alleinverbindliche Grundlage für den Erwerb sind die jeweiligen veröffentlichten Dokumente (Fondsverträge, Vertragsbedingungen, Prospekte und/oder wesentliche Anlagerinformationen sowie Geschäftsberichte). Diese können kostenlos bezogen werden unter [www.zkb.ch](http://www.zkb.ch), [www.swisscanto.ch](http://www.swisscanto.ch) sowie in Papierform bei der Swisscanto Fondsleitung AG, Bahnhofstrasse 9, 8010 Zürich, sowie in allen Geschäftsstellen der Kantonalbanken in der Schweiz und der Bank Coop AG, Basel.

# Machtstreberin

Von Urs Gehriger — Bald könnte es so weit sein. Auf den ersten schwarzen Mann folgt mit Hillary Clinton die erste Frau im Weissen Haus. Hinter dem gefrorenen Lächeln steckt ein Universum von Lügen, Schummeleien und angezettelten Kriegen.

Die Umfragen stimmen zuversichtlich. Die letzten Wochen bis zur Wahl könnten für Hillary Clinton zum Gleitflug ins Weisse Haus werden – wären da nicht Kathy, Chris und Julian.

Kathy Shelton war zwölf, als sich ihr Leben für immer veränderte. Es geschah an einem Abend 1975, dass sie von einem Fabrikarbeiter in einem Lastwagen vergewaltigt wurde. Kathys Peiniger kam mit milder Strafe davon, denn er hatte eine vorzügliche Strafverteidigerin. Ihr Name: Hillary Rodham. 27, ledig und überaus ehrgeizig, schaffte sie das Kunststück, die Vergewaltigung ersten Grades in eine «unrechtmässige Liebkosung eines Kindes unter 14 Jahren» umzuwandeln.

Vor einigen Tagen trat Kathy (zusammen mit Donald Trump) an die Öffentlichkeit. «Sie schob mir die Schuld in die Schuhe. Dann lachte sie mich aus», teilte sie mit. «Ich war wohl die erste Frau, die von Hillary Clinton zerstört worden ist, aber ich war nicht die letzte.» In der Tat: Frauenschicksale pflastern Hillary Clintons Aufstieg an die Macht.

Mehr darüber gleich, doch zuerst zu Chris.

«Wen würden Sie um drei Uhr morgens anrufen?», hiess es in dem schillernden Werbespot, den Hillary Clinton im Wahlkampf 2008 schaltete. Damit wollte sie ihren Rivalen Barack Obama als aussenpolitischen Grünschnabel blossstellen. Hillary verlor die Wahl, Obama machte sie zur Aussenministerin. Am 11. September 2012 kam jener ominöse Anruf um drei Uhr nachts. Nicht einer, Dutzende Hilferufe waren es. Sie stammten von Chris Stevens, US-Botschafter in Bengasi, Libyen. Zusammen mit drei weiteren Amerikanern wurde er von Terroristen qualvoll gelyncht. Und Aussenministerin Hillary Clinton? War nicht zu erreichen. Ihr Ministerium hat die Anrufe ebenso ignoriert wie die 600 Warnungen und Bitten – Hilferufe nach erhöhten Sicherheitsmassnahmen – in den Monaten zuvor.

## Für Europa besonders verheerend

Die Ermordung von Chris Stevens steht symbolisch für Clintons erbärmliche Bilanz als Aussenministerin. Von Syrien über den Irak, Ägypten, die Türkei bis zum Iran hat sie «alle wichtigen politischen Fragen falsch eingeschätzt», bilanziert Militärhistoriker Victor Davis Hanson. Sie habe «mit ihren Entscheidungen zum Chaos im Nahen Osten beigetragen» (siehe Seite 18). Für Europa besonders

verheerend ist Clintons Kriegstreiberei in Libyen. Seit dem Sturz von Muammar al-Gaddafi 2011 ist das Land ein «schwarzes Loch». Der Islamische Staat hat Fuss gefasst. Migranten aus Afrika und Nahost schiffen zu Hunderttausenden ungehindert ein ins Mittelmeer. Während das Pentagon im Fall Libyen eher zurückhaltend auftrat, drängte Clinton federführend auf eine Intervention, wie geleakte E-Mails dokumentieren.

Das bringt uns zu Julian.

Julian Assange, Kopf der Enthüllungsplattform Wikileaks, öffnete Anfang Oktober eine Tür in Clintons Dunkelkammer der Macht. Während die Anschuldigungen etlicher Frauen gegen Donald Trump wegen sexueller Belästigung unbewiesen im Raum stehen, gibt es über Hillarys verlogene Politik Fakten. Sie finden sich in den Akten, welche vom E-Mail-Account des Wahlkampf-Vorsitzenden Clintons, John Podesta, gehackt wurden.\* Sie belegen Hillarys Doppelzüngigkeit. Ihre Verlogenheit gegenüber den Wählern. Wir kommen darauf zurück. Die Dokumente zeigen auch, dass Hillary Clinton für «offene Grenzen» einsteht, wie ihr jetzt im Wahlkampf vorgeworfen wird. Dokumentiert wird ausserdem ihre Nähe zu Wall Street, die Ex-Konkurrent Bernie Sanders stets moniert hat, was Hillary wiederum mit blasiertem und, wie sich jetzt herausstellt, falschem Lächeln quittierte.

Kathy, Chris und Julian offenbaren die dunklen Seiten jener Frau, die sich im Wahlkampf gerne als gütige Landesmutter verkauft. In Wirklichkeit erinnert Hillary Clinton eher an Shakespeares Lady Macbeth. Wie die eiskalte Schottenkönigin ist sie von immensem Ehrgeiz geprägt. Wie in der Tragödie scheint ihr Machthunger über die Jahre in

«Als ich sie 1977 zum ersten Mal traf, war sie bloss eine typische Kandidatenehefrau.»

gleichem Masse gewachsen zu sein, wie ihre Glaubwürdigkeit verschwand.

«Als ich Hillary 1977 zum ersten Mal traf, war sie bloss eine typische Kandidatenehefrau», erinnert sich Dick Morris. Kaum jemand kennt das Ehepaar Clinton so intim wie der legendäre Spindoktor, der Bill Clinton zur Wahl als Gouverneur von Arkansas verhalf



«Es bedeutet ihr alles»: Kandidatin Clinton.

und den Clintons im Weissen Haus als erster Berater zur Seite stand. Morris beobachtete aus nächster Nähe, wie sich Hillarys Machtinstinkt schärfte. «Sie wird getrieben von einem Sinn für Geschichte», sagt er. «Sie will unbedingt die erste Frau im Weissen Haus werden. Es bedeutet ihr alles.» Dafür ist sie bereit, sich bis zur Unkenntlichkeit zu verbiegen.

In seinem Buch «Armageddon» beschreibt Dick Morris detailliert Hillary Clintons Netz der «Lügen und Schwindeleien». Sie beginnen bereits in der Jugend. Sie habe den Marines beitreten wollen, behauptet Hillary, sei aber





wegen ihrer Sehschwäche abgewiesen worden. (In Wahrheit habe sie nie ein Rekrutierungsformular ausgefüllt oder einen Fitnessstest absolviert.) Sie sei in Bosnien unter Scharfschützenfeuer gelandet. (In Wahrheit sei sie in Tuzla von einem Mädchen mit Blumen begrüßt worden.) Bill und sie seien «total pleite» gewesen, als sie 2000 das Weisse Haus verlassen hätten. (In Wahrheit hätten sie zehn Millionen Dollar auf der Kante gehabt.) Selbst um ihren Namen wob sie eine gefällige Legende: Ihre Eltern hätten sie nach Sir Edmund Hillary, dem Erstbesteiger des Mount Everest, getauft.

(In Wirklichkeit erfolgte Sir Edmund Hillarys Gipfelsturm erst sechs Jahre nach Hillarys Geburt und Taufe.)

Was als banale, ja lächerliche Schwindelei daherkommt, kann als Charakterschwäche in Kombination mit Macht brandgefährlich werden. Womit wir bei der eingangs erwähnten Verlogenheit wären: So verheimlichte Hillary Clinton, dass sie während der gesamten Amtszeit als Aussenministerin einen privaten E-Mail-Server benutzte. Als sie im Kongress vor dem Untersuchungsausschuss darüber aussagen musste, log sie unter Eid. Sie habe nie

«klassifizierte» Nachrichten auf ihrem unsicheren Server erhalten oder von dort abgeschickt. Dann gab sie an, nicht gewusst zu haben, dass der Buchstabe C «classified» (Verschlussache) bedeutet.

Die Wahrheit, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit – sie ist höchstes Gut eines Präsidenten. Hillary kaschiert und biegt sie wie ein Kleinbetrüger. Sie schaut auch, dass sie unter keinen Umständen an die Öffentlichkeit dringt, wenn sie ihr schaden könnte. Und dies mit rabiatesten Methoden.

Als 1998 Bill Clintons Affäre mit Monika Lewinsky aufflog, floss Hillary Mitleid aus der ganzen Welt zu. Der grösste Schwerenöter im Weissen Haus seit JFK hatte sich nicht bloss an

---

### Statt sich scheiden zu lassen, machte sie Jagd auf Bill Clintons zahlreiche Liebhaberinnen.

---

einer Praktikantin vergriffen. Reihenweise legte er Frauen flach. Statt sein Vergehen reumütig einzugestehen, log er die ganze Nation an. Erstmals seit Andrew Johnson (1868) leitete der Kongress ein Amtsenthebungsverfahren ein.

#### Isoliert von der Aussenwelt

Und was tat Hillary Clinton? Statt sich nach dieser Schmach scheiden zu lassen, wie es wohl fast jede Frau dieser Welt getan hätte, machte sie Jagd auf Bills Liebhaberinnen. Dick Morris spricht von einer «privaten Geheimpolizei», die sie in Gang gesetzt habe. «Sie heuerte Detektive auf Staatskosten an.» Diese hatten den Auftrag, Bills Affären zu erpressen, um sie zum Schweigen zu bringen. Morris nennt die Treibjagd als Grund für seinen Bruch mit den Clintons. «Als sich die Hinweise auf ihre Operationen gegen die Frauen häuften, wuchs auch meine Ernüchterung gegenüber Hillary.» Heute sagt er: «Jemandem, der solche Dinge tut, möchte ich nicht die Kontrolle über unsere Geheimdienste übertragen.»

Als hätte ihre «Hexenjagd» nie stattgefunden, gibt sich Hillary unverfroren als engagierte Feministin. Sie ist eine von vielen Masken, die Clinton bei passender Gelegenheit überzieht. Eine andere ist jene der Vorkämpferin für die Mittelschicht. Im Wahlkampf schmeichelt sie sich bei der Arbeiterschaft als «Tochter eines einfachen Geschäftsmannes» ein. («Er arbeitete sehr hart, er druckte Textilien.») Ihre Volksverbundenheit ist indessen so echt wie die Rolex der fliegenden Strassenhändler in Lower Manhattan.

Tatsache ist: Seit über dreissig Jahren lebt Hillary isoliert von der Aussenwelt, sie lenkt weder ein Auto, noch geht sie einkaufen. Ganz selten, im geschlossenen Rahmen der Superreichen, spricht sie darüber, wie eben die WikiLeaks-Dokumente belegen. Sie sei zunehmend finanziellen Problemen der Mehrheit der Be-

## «Sie tut, was du willst»

**Dick Morris kennt den Machttrieb der Clintons wie kaum ein Zweiter. Der Spindoktor hat sie während Jahren direkt beraten. Er warnt davor, Hillary zur Präsidentin zu wählen. Von Urs Gehriger**

In den neunziger Jahren galt Dick Morris als des «Meisters Stimme». Der Politfuchs hatte Bill Clinton zur Wahl als Gouverneur in Arkansas verholfen. Danach wurde er sein engster Einflüsterer im Weissen Haus. Auch Hillary Clinton liess sich von ihm beraten. Zwanzig Jahre verbrachte Morris in ihrer Nähe. Wie kaum jemand lernte er Hillarys Charakter kennen – und ihre dunkelsten Seiten. Seine Erfahrungen hat er im Buch «Armageddon» festgehalten. Nach Veröffentlichung setzte es sich an die Spitze der Amazon-Bestsellerliste und war der meistverkaufte Titel in den USA, direkt hinter «Harry Potter».

**Wann haben Sie Hillary Clinton zum ersten Mal getroffen? Was war Ihr Eindruck?**

Es war 1977, als ich Bill Clinton bei seinem ersten [und erfolgreichen] Wahlkampf für das Amt als Gouverneur von Arkansas beraten habe. Hillary war nicht sehr stark an der Kampagne beteiligt; damals war sie bloss eine typische Kandidaten-Ehefrau. Erst 1981 habe ich sie richtig kennengelernt. Nachdem Bill als Gouverneur abgewählt worden war, brachte sie sich ein und übernahm eine Kampagne, um ihn zurück an die Macht zu bringen. Sie war einer der fähigsten und kompetentesten Manager, für die ich je gearbeitet habe. Unglaublich ehrgeizig und ausgestattet mit einem guten strategischen Instinkt.

**Hillary zeigt seit 35 Jahren einen immensen Drang zur Macht, der sich in den letzten Jahren noch verschärft hat. Was treibt sie an?**

Sie ist fest von ihrer eigenen Tugend überzeugt, und manchmal hat sie das Gefühl, sie sei die letzte gute Person auf der Welt. Sie wird getrieben von einem Sinn für Geschichte, sie will unbedingt die erste Frau im Weissen Haus werden. Es bedeutet ihr alles.

**Als Bill US-Präsident wurde, hat sie im West Wing ein Büro bezogen, was ziemlich ungewöhnlich ist für eine First Lady. Was war ihre Motivation, ins politische Kraftzentrum vorzustossen?**

In Arkansas waren ihrem politischen Aufstieg enge Grenzen gesetzt, weil sie bloss als Bills Ehefrau angesehen wurde. Aber ihre Ambitionen auf ein öffentliches Führungsamt waren sehr früh vor-



«Ein Gaunerunternehmen»: Polit-Berater Morris.

handen. Sie hat sich sogar überlegt, selbst als Gouverneurin ins Rennen zu steigen, und beauftragte mich mit einer Meinungsumfrage. Das Ergebnis zeigte deutlich, dass sie keine Chance auf einen Sieg hatte. Sie hatte nicht den Ruf, wirklich eigenständig zu sein. Im Weissen Haus war sie entschlossen, an ihrem eigenen Profil zu feilen, und sie beharrte darauf, dass man ihr im West Wing ein eigenes Büro einrichtete, damit sie dieses Ziel erreichte.

**Wie stark war ihr Einfluss im Weissen Haus? Hat Bill auf ihren Ratschlag gehört?**

Hillary hat die Geschäfte während der ersten zwei Jahre der Clinton-Präsidentschaft gemangelt. Aber nachdem die Demokraten bei den Zwischenwahlen 1994 die Mehrheit im Kongress eingebüsst hatten, begann Bill das Vertrauen in ihr Urteilsvermögen zu verlieren. Zwischen 1995 und 1997 hatte sie relativ wenig zu tun mit der Regierungsarbeit. Sie machte ihr eigenes Ding. Als jedoch 1998 die Affäre mit Monica wie eine Bombe einschlug, nahm sie die Zügel wieder in die Hand und lenkte die Skandal-Defensive, während Bill vor Selbstzweifel und Schuldgefühlen wie gelähmt war.

**Kate Andersen Brower, die Dutzende Angestellte im Weissen Haus für ihr Buch «First Women» interviewt hat, schreibt, dass Hillary bei den Bediensteten die unbeliebteste First Lady seit dem Zweiten Weltkrieg war. Woran lag das?**

Sie verhielt sich gegenüber dem Personal und uniformierten Angestellten sehr des-

pektierlich. Sie hat das Drum und Dran im Weissen Haus gar nicht geschätzt und jene, die sich von Amtes wegen um das Prozedere kümmerten, nicht beachtet.

**Dieser Wahlkampf zeigt: Hillary hat grosse Probleme, Gefühle zu zeigen. Sie wirkt kalt. Wie haben Sie sie im vertraulichen Rahmen wahrgenommen?**

Sie kann warm und sehr kokettierend sein, wenn sie jemanden für ihre Ziele braucht. Aber sie hat, anders als Bill, kein angeborenes Gefühl für Anteilnahme und Wärme.

**Einer der Gründe, warum Hillary Ihrer Meinung nach nicht Präsidentin werden sollte, ist ihre «Steifheit und Sturheit». Woher kommen diese Eigenschaften?**

Von einem übersteigerten Gefühl der eigenen Rechtschaffenheit. Und gleichzeitig durch die Erkenntnis, dass wir sie niemals wählen würden, wenn wir die Wahrheit über sie wüssten.

**Sie schreiben in Ihrem Buch «Armageddon», dass Hillary keine kreative Denkerin sei und von «Gurus» regiert werde. Sie selbst dienten von 1995 bis 1997 als ihr Guru. Nennen Sie ein Beispiel, wie Sie Hillary beeinflussten oder gar manipulierten.**

Ich habe die Volksmeinung über sie ausgelotet und kam zum Schluss, dass die Vorstellung, dass Hillary Macht ausübt, als Schwäche Bills wahrgenommen wurde. Also habe ich sie überredet, mehr im Hintergrund zu bleiben und sich auf Themen wie Frauen, Kinder und auf das Schreiben zu konzentrieren. Ich habe sie dazu gedrängt, sich gewisse Anliegen auszuwählen und daran mit einer Gründlichkeit wie Agent Orange – ein Pestizid, dem Soldaten und die Zivilbevölkerung im Vietnamkrieg ausgesetzt waren – zu arbeiten. Jede Woche schrieb ich ihr ein Memo mit Ratschlägen, und sie hat sich sehr präzise an diese gehalten. Während einer Phase von ein paar Monaten hat sie mal nicht mit mir geredet, um mich dafür zu bestrafen, dass ich mit der Presse gesprochen hatte. Ich habe ihr weiterhin Memos geschickt. Ich beklagte mich bei Bill, und er sagte: «Sie tut, was du willst.» Ich antwortete: «Ich weiss, jede Nacht stelle ich den Napf vor ihre Tür, und am Morgen ist er leer.»

**Wer ist heute, während der Präsidentschaftskampagne, Hillarys Guru?**

Sidney Blumenthal ist am wichtigsten.

**Wie wichtig ist der Einfluss von Huma Abedin?**

Huma steht Hillary persönlich sehr, sehr nah. Sie hat grossen Einfluss auf Hillary, aber mehr als Hausgenossin denn als Strategin. Ich vermute, dass sie Hillary dazu drängt, die Sichtweise der Palästinenser einzunehmen.

**Warum hat Hillary Bill nach der Lewinsky-Affäre nicht verlassen?**



Wegen des gemeinsamen Strebens nach Macht. Sie wollte schon früh Präsidentin werden und wusste, dass sie es nicht ohne ihn schaffen würde. Er verhalf ihr zu ihrem Senatssitz. In New York haben die Demokraten einen Sitz auf sicher, und als dieser frei wurde, meldete sofort eine Menge möglicher Kandidaten Interessen an. Bill nutzte seine Macht, um für Hillary das Feld ohne Primärwahlen freizumachen, und dann funktionierte er die Staatsbankette im Weissen Haus in Spendenanlässe um und setzte alle Hebel in Bewegung, um für sie Geld aufzutreiben. Das war der Deal.

**Wie würden Sie die Formel der Clinton-Ehe beschreiben? Ist es eine rein strategische Partnerschaft, oder gibt es da emotionale Tiefe?**

In den Siebzigern und Achtzigern war es Liebe. Hillary liebte Bill innig, und Bill liebte sie, also hatten sie etwas gemein. Bill ist jedoch zu narzisstisch, um echt verliebt zu sein. In den Neunzigern war es eine Partnerschaft. Nun ist es ein Gaunerunternehmen, wobei Bill ihr die Beute weiterreicht und die Redehonorare und Geldspenden einstreicht, während Hillary die Einkünfte bewirtschaftet.

**Nach ihrem Kollaps am Gedenkanlass von 9/11 wurde Hillarys Gesundheit intensiv thematisiert. Haben Sie während Ihrer Zeit mit den Clintons bei ihr Gesundheitsprobleme festgestellt?**

Nein.

**Hillary hat einen kriegerischen Zug in ihrem Charakter. Hat der sich bereits manifestiert, als Sie Hillary und Bill beraten haben?**

Ja. Nicht allzu oft allerdings, weil sie mich brauchte, aber von Zeit zu Zeit. Ihre Berater haben Angst vor ihr und sagen ihr keine unangenehmen Dinge. Wenn sie es tun, schlägt sie wild um sich.

**In Ihrem Buch «Armageddon» schreiben Sie: «Über die Jahre haben die Clintons ihr eigenes, privates FBI aufgebaut.» Weshalb? Und welches war der Einfluss der clintonschen «Geheimpolizei»?**

Es waren Detektive, die Hillary angeheuert hat, um die Frauen aufzuspüren, mit welchen Bill Affären gehabt hatte und damals liiert war. Der Auftrag der Detektive war nicht, Beweise auszubuddeln, um Bill zu stoppen oder eine Scheidung einzuleiten, sondern die Frauen zu erpressen, um sie zum Schweigen zu bringen, dass sie nicht mit den Medien sprachen. Ich habe grosse Furcht davor, jemandem, der solche Dinge tut, die Kontrolle über FBI, CIA, IRS und NSA zu übertragen.

Dick Morris, Eileen McGann:  
Armageddon: How Trump Can Beat Hillary,  
Humannix Books, 224 S., Fr. 30.90

völkerung entrückt. «Offensichtlich bin ich irgendwie weit davon entfernt; wegen des Lebens, das ich gelebt habe, und der wirtschaftlichen [...] Reichtümer, die mein Mann und ich heute geniessen», so Clinton an einer Rede 2014 für Goldman Sachs und den Vermögensverwalter Black Rock.

War das auch bloss eine weitere Hillary-Larve? Kaum. Die Worte spiegeln offenbar Clintons Auffassung von Politik. «Die Politik ist wie Wurst, die hergestellt wird», so Clinton in einer Rede 2013 vor dem National Multi Housing Council. «Sie ist geschmacklos und ist es immer gewesen, aber wir enden gewöhnlich dort, wo wir hingehören. Aber wenn jeder zuschaut, [...] dann werden Menschen ein wenig nervös, gelinde gesagt. Also brauchen sie sowohl eine öffentliche als auch eine private Position.»

Kein Wunder, dass sich Hillary gegen eine Veröffentlichung dieser Reden, für die sie exorbitante Honorare einstrich, mit Händen und Füssen wehrte. Wikileaks hat sie nun den amerikanischen Wählern zum Nachlesen bereitgestellt. Und die fragen sich: «Welche Hillary wird uns regieren, wenn wir Clinton wählen?»

Hillary flippt, Hillary floppt. Manche Meinung hat sie bereits gewechselt. Hauptsache, sie kommt an die Macht, denn Macht bedeutet ihr alles. Deshalb liess sie sich auch nicht von Bill scheiden. Als geschiedener Single hätte sie es kaum zur Senatorin gebracht. Ihre Ehe mit Bill ist das Sprungbrett, das sie die Machtpyramide emporspickt.

Gatte Bill spielt inzwischen lediglich den Geldbeschaffer. Auf seinen Rat verzichtet sie anscheinend. Ohne engen Partner kommt Hillary jedoch nicht aus. «Hillary ist keine kreative Denkerin. Ihre ganze politische Karriere war sie politischen Gurus hörig.» Morris weiss, wovon er spricht, er war in den neunziger Jahren selbst Hillarys Guru. «Sie liest jedes deiner Memos jeden Tag und tut haargenau, was du ihr vorschlägst», offenbarte Bill Clinton dem Berater Morris. Jede Machtperson hat Berater, doch Hillarys Verhältnis zu ihnen sei besonders. Sie folge ihren Einflüsterern wie «Leitsternen». Als sich Hillary Clinton als First Lady für die Gesundheitsreform einsetzte, war ihr Leitstern Ira Magaziner. Im Wahlkampf ums Weisse Haus 2008 war es Mark Penn. Heute ist es Sidney Blumenthal, ein feingliedriger Journalist, Aktivist, Schriftsteller und Zampano mit dichtem Netzwerk. «Mit einem listigen Mix aus unausgegorenen Geheimdienstinfos und politischem Ratschlag setzt er Hillary beinahe unter Hypnose» (Dick Morris).

Nicht bekannt ist, ob Guru Blumenthal Hillary auch zu ihrem bisher grössten Fehlverhalten angestiftet hat: dem Unterhalt eines privaten Servers für ihren beruflichen Mailverkehr. Durch diese Dummheit schuf sie ein massives Sicherheitsrisiko für Land und Bevölkerung. Als die Sa-

che schliesslich aufflog, liess sie über 30000 E-Mails vernichten, darunter über hundert als «Verschlussache» taxierte Nachrichten. Amerikaner werden nie wissen, was Clinton mit dem Zerstörungsakt kaschieren wollte. Terroristen und fremde Geheimdienste höchstwahrscheinlich schon. Das Hacken eines Privatkontos ist für technisch Versierte ein Kinderspiel.

Wie ein Damoklesschwert schwebte der E-Mail-Skandal über Hillarys Kandidatur. Monatelang tagte der Untersuchungsausschuss. Im Juli endlich durfte sie aufatmen. FBI-Direktor James Comey erklärte vor der Weltpresse, gegen Hillary werde keine Anklage erhoben. Clinton sei zwar «extrem sorglos» mit ihrem Mailverkehr umgegangen. Jedoch habe das FBI weder Hinweise auf «vorsätzliche Verstösse» noch auf einen Bruch der Loyalität gegenüber den USA gefunden.

Das Verdikt stösst in Geheimdienstkreisen sauer auf. Hinter den Kulissen brodeln es. «Kein Prozessanwalt, kein Agent war damit einverstanden, Hillary nicht strafrechtlich zu verfolgen – es war ein Entscheid von oben», sagte eine Quelle, die an der Untersuchung beteiligt war, zu Foxnews.com.

### «Quid pro quo»

Die Luft für die Berufspolitikerin wird dünner. Dokumente, die das FBI am Montag freigab, belegen die Schummelei in der Causa Clinton: Der stellvertretende Aussenminister Patrick Kennedy übte auf das FBI Druck aus, E-Mails von Hillarys illegalem Server nachträglich zu entklassifizieren. Und zwar in einem Tauschhandel nach dem Motto «Eine Hand wäscht die andere». (Im FBI-Dokument wird der Deal wörtlich als «quid pro quo», dies für das, bezeichnet.) Die Gegenleistung des Aussenministeriums bestand darin, dass es dem FBI erlaubt, mehr Agenten in Ländern zu stationieren, in welche sie bislang nicht reisen durften.

Bob Woodward, Enthüller des Watergate-Skandals, spricht von einer «Kultur der Verheimlichung» und wirft die Frage auf, ob Hillary denn überhaupt «fähig ist zu regieren». «Eine Mehrheit der Menschen misstraut ihr.» Und mit Verweis auf die «verlorenen» (sprich: «gelöschten») E-Mails warnt er: «Schnallt eure Sicherheitsgurten fest!»

Kathy, Chris, Julian und die 30000 vernichteten E-Mails stehen stellvertretend für Hillarys Leichen im Keller. Unter normalen Verhältnissen müssten sie das Ende von Clintons Machtstreben bedeuten und ihr die Türen ins Weisse Haus für immer verriegeln. Doch nichts scheint normal zu sein bei diesen Wahlen.

\* Die von Wikileaks gehackten «Podesta-E-Mails» im Original: <https://wikileaks.org/podesta-emails>  
Sie umfassen rund 2000 Nachrichten aus den Jahren 2008 bis 2016.

# Sie wird ihr Land überraschen

Von Beatrice Schlag — Der phänomenale Aufstieg der Frau, die ihre Karriere jahrzehntelang dem politischen Ehrgeiz ihres Mannes unterwarf.



Jahrelanges Werben: Bill und Hillary Clinton, 1992.

Für jeden anderen demokratischen Präsidentschaftsanwärter wären die Belästigungsvorwürfe gegen Donald Trump die Steilvorlage zum matchentscheidenden Tor. Kaum anderes wäre mehr Thema bei ihren Auftritten bis zum 8. November als Trumps vulgäre Tonbandsätze und die Aussagen der bisher acht weissen Frauen, die dem republikanischen Kandidaten sexuelle Belästigung vorwerfen. Und was tut Hillary Clinton? Nichts. Sie lenkt ab und verweist auf andere Bevölkerungsgruppen, die von Trump beleidigt wurden. Sie lässt Michelle Obama sagen, was sie selber nicht sagen kann, obwohl sie überzeugte Feministin ist. Man wartet vergeblich auf ihren berühmten Satz: «Menschenrechte sind Frauenrechte, und Frauenrechte sind Menschenrechte.» Er wird nicht kommen in den letzten Wahlkampfwochen. Denn ihr Mann ist Ex-Präsident Bill Clinton, längst der seriellen Untreue überführt. Er steht zwar nicht zur Wahl. Aber Donald Trump

lechzt danach, Bills gesammelte Seitensprünge aufzuzählen. Und noch viel mehr Hillarys Jahrzehnte zurückliegende Versuche, die Glaubwürdigkeit der jeweilig aufgefliegenen Geliebten zu erschüttern. Was jede Frau tut, die ihren untreuen Mann behalten will. Aber das wird man von Hillary Clinton nie hören, obwohl es jede und jeder verstehen würde.

---

## Sie will keine Schlammschlacht, und sie würde dabei auch nicht gut aussehen.

---

Sie will keine Schlammschlacht, und sie würde dabei auch nicht gut aussehen. Sie ist keine Brandrednerin, und der messerscharfe Sarkasmus, den ihr Freunde bescheinigen, enthält sie der Öffentlichkeit vor. Bis zur dritten und letzten Debatte mit Donald Trump am 19. Oktober sagte Hillary Clinton sämtliche

Termine ab, um sich für das möglicherweise wahlentscheidende Duell vorzubereiten. Sie hat nicht Trumps Selbstbewusstsein, das auch schäumt, wenn er nur halbgare Antworten weiss oder erfindet. Sie ist ein Leistungstier, ein Dossiermonster, das auf alles eine Antwort vorbereitet hat, die dann oft auch klingt, als sei sie ab Papier auswendig gelernt. Das ist nicht attraktiv und schon gar nicht mitreissend.

Journalisten schreiben oft, man kenne Hillary nicht, könne sie nicht durchschauen. Letzte Woche war ihr Porträt auf der Titelseite des *New York Times Magazine*, in so gleissendes Licht getaucht, dass man erst von nahem sah, wessen Gesicht das war. Wer erfolgreiche Karrierefrauen kennt, ist nicht so befremdet über ihre Unfassbarkeit. Sie ähneln sich alle ein wenig, haben sich abgewöhnt, öffentlich Emotionen zu zeigen, und brillieren dafür mit Sachkenntnis, die der männlichen oft überlegen ist. Was sie selten beliebt macht, aber Respekt verlangt. Sich die männerverwirrende Emotionalität abzugewöhnen und sie durch penible Vorbereitung zu ersetzen, ist bis heute das einzige Rezept für Frauen, um nach oben zu kommen. Das sollte man im Kopf haben, bevor man von «undurchschaubar» redet. Für Männer gelten andere Regeln, siehe Donald Trump. Sie können unsachlich, aber getrieben auftreten. Was, wenn sie Charme haben, gern «charismatisch» genannt wird. Das Wort wird in Zusammenhang mit Frauen so gut wie nie verwendet.

## Name in den Geschichtsbüchern

Warum Hillary Clinton, tiefgläubige Protestantin (worüber sie kaum je spricht) aus republikanischer Familie und Absolventin des weiblichen Elite-Colleges Wellesley und der Yale Law School, Politikerin werden wollte, hat sie nie erzählt. Nachdem sie Bill Clinton, dessen politischer Ehrgeiz immer unverhohlen war, 1971 in Yale kennengelernt hatte, schien klar, dass seine Ziele Vorrang hatten. Sie wurde eine herausragende Juristin, spezialisiert in Kinder- und Familienrecht, mehrmals unter den Besten des Landes aufgelistet. Politik interessierte sie brennend, aber sie schien nicht den Ehrgeiz ihres Mannes zu haben, aus Politik einen Beruf zu machen.

Er war blitzgescheit wie sie, aber wortgewaltiger, charmanter und kompromissbereiter. Sie heirateten 1975, nachdem er jahrelang um sie geworben hatte. Sie zogen nach Arkansas, er wurde Generalstaatsanwalt, Gouverneur, ein wegen seiner Affären skandalbegleiteter



Präsidentenskandidat und 1993 Präsident. «Billary» war das Schlagwort, zwei für einen, ein *power couple* statt eines einsamen Mannes im Oval Office. Die Wähler wollten das nie. Bill Clinton vielleicht auch nicht. Es heisst, er habe First Lady Hillary Clinton nur mit dem Entwurf einer Gesundheitsreform betraut, weil sie ihm nach der Schlammschlacht um seine Geliebte Gennifer Flowers während des Wahlkampfes unbeirrt zur Seite gestanden hatte. Sie vermastete den Entwurf so kolossal, dass «Billary» kein Thema mehr war.

Er zerstörte sein Ansehen als Präsident durch die Affäre mit Monica Lewinsky und durch seine Lügen dem Land und seiner Familie gegenüber so gründlich, dass Hillarys Beliebtheit in die Höhe schoss wie nie, weil sie bei ihm blieb. Warum sie das tat, weiss nur sie. Unmittelbar danach, während ihr Mann noch im Amt war, bewarb sie sich erfolgreich als Senatorin in New York. Sie nannte nie Gründe. Vielleicht stimmt es, dass sie den Gedanken nicht ertrug, dass sein Name in den Geschichtsbüchern immer mit dem Namen Lewinsky verbunden sein würde. Vielleicht wollte sie entdecken, was sie ohne seinen Schatten in der Politik erreichen konnte. Sie wurde eine unglaublich erfolgreiche und beliebte Senatorin, machte sich klein, holte Kaffee für viel weniger berühmte Kollegen, hörte zu und gewann Ver-

bündete, Republikaner und Demokraten. Sie wurde 2006 mit 67 Prozent der Stimmen wiedergewählt.

Ein Jahr später gab sie ihre Bewerbung um die amerikanische Präsidentschaftskandidatur bekannt. Bill spielte dabei so gut wie keine Rolle. Gegen die Dynamik des ebenso intellektuel-

### Clinton ist ein Leistungstier, ein Dossiermonster, das auf alles eine Antwort vorbereitet hat.

len, aber rhetorisch viel lebhafteren jungen Barack Obama hatte sie keine Chance. Sie wirkte in Debatten neben ihm wie eine Rektorin, die alles besser wusste als der eifrige, begeisterte Schüler, obwohl es in ihren politischen Programmen wenig Unterschiede gab. Seine auf Minderheiten, junge und neue Wähler konzentrierte Kampagne war um Klassen besser organisiert als ihre. Ihr ging das Geld aus. Er wurde Präsident und war klug genug, ihr das Aussenministerium anzubieten. Sie waren in ihrer Moral und ihren Zielen nicht sehr verschieden. Das Urteil, ob Hillary Clinton eine gute Aussenministerin war, hängt davon ab, ob man Demokraten oder Republikaner fragt. Hat John Kerry mehr erreicht? Wenn nicht: Was ist die Alternative für eine Grossmacht, die laut Trump Feinde

wie den IS mit Härte eliminieren, aber keinen amerikanischen Imperialismus will?

### Schnelle Lernerin

Hillary Clinton, nach den bei Redaktionsschluss vorliegenden Umfragen Favoritin in der Präsidentschaftswahl, wird keine aufregende Präsidentin werden. Ihre läppischen Ausflüchte zur Frage, warum sie als Senatorin ja zu Bushs Irak-Invasion sagte, die sie im Nachhinein heftig kritisierte, sind nicht leicht zu vergessen. Die früher unveröffentlichten E-Mails, die von WikiLeaks nach und nach publiziert werden, haben bisher nicht ein einziges Mail hergegeben, bei dem man aufheulen könnte. Sie wird Barack Obamas Politik weiterführen, etwas militanter als er vielleicht, weil Frauen ja keine Tauben sein wollen, wenn es ums Militär geht. Aber sie wird als Präsidentin – wenn sie das werden sollte – einsehen, warum sie Wähler nicht erreichte, die Trump zujubelten. Das Beruhigende an Hillary Clinton ist, dass sie unglaublich schnell lernt. Warum Immigration kein Thema ist, das man wegwedeln kann. Warum Handelsverträge überdacht werden müssen, wenn Trump mit dem Thema so viele Leute interessiert. Viele hätten sich eine kühnere erste Frau im Weissen Haus gewünscht. Auch einen zu respektierenden Widersacher. Aber wenn Clinton gewinnt, will sie wiedergewählt werden. Also wird sie ihr Land überraschen. ○



Meisterwerk **Celeste 2013**

*Ribera del Duero do, Crianza  
Torres – Ribera del Duero*

«Himmlich.»  
Erdige Kraft.  
Verführerische Fruchtaromen.  
Samtig der elegante Ausklang.

*Luigi Vinella*

CHF **14.40** netto  
statt 18.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 20.11.2016

*Bindella*  
la vita è bella



# Das nahöstliche Trümmerfeld

Von Victor Davis Hanson — In ihrer Amtszeit als Aussenministerin hat Hillary Clinton alle wichtigen politischen Fragen falsch eingeschätzt. Die Verantwortung wälzte sie auf andere ab.

Zwei allgemeine Aussagen in Bezug auf den Nahen Osten können als Resümee von Hillary Clintons Amtszeit als Aussenministerin (2009–2013) gelten. Erstens hat sie alle wichtigen politischen Fragen falsch eingeschätzt, und zweitens hat sie mit ihren Entscheidungen zum Chaos im Nahen Osten beigetragen.

Im Jahr 2011 sagte sie über den syrischen Diktator Baschar al-Assad: «In Syrien haben wir es jetzt mit einem anderen Präsidenten zu tun. Viele Kongressmitglieder beider Parteien, die zuletzt in Syrien waren, haben erklärt, dass sie einen Reformpolitiker in ihm sehen.»

Das war in doppelter Hinsicht falsch. Kein einziger Republikaner hat Assad je als «Reformpolitiker» bezeichnet (bei den Demokraten nur Nancy Pelosi und John Kerry und ein paar andere). Und der Psychopath Assad war nie «anders» als sein mörderischer Vater.

Entgegen ihrer Behauptung während der zweiten TV-Debatte war Clinton im August 2012 tatsächlich Aussenministerin, als Barack Obama von der «roten Linie» gegenüber Assad sprach. Als die Syrer im Jahr darauf ungestraft chemische Waffen einsetzten, stand Amerika noch unglaublicher da. Washington wandte sich hilflos an Wladimir Putin und holte Russland damit, nach vierzigjähriger Unterbrechung, in den Nahen Osten zurück.

## Zerfall im Machtvakuum

Um sich die Wiederwahl Präsident Obamas zu sichern, betrieb Hillary Clinton 2012 den kompletten Abzug der US-Truppen aus dem Irak. In dem resultierenden Machtvakuum zerfiel das relativ ruhige Land, der «Islamische Staat» wurde geboren, nachdem Amerika dank verstärkter Truppenpräsenz 2007/08 al-Qaida vernichtet hatte.

Zum Vergleich: Würde es heute ein Südkorea geben, wenn Präsident Eisenhower (um vor einer Wiederwahl in ähnlich gutem Licht dazustehen) 1956 sämtliche US-Truppen vom damals ruhigen 38. Breitengrad abgezogen hätte? Clinton begründete den Truppenabzug damit, dass die irakische Regierung einem Truppenstatut nicht zustimmen wollte. Ein solches Abkommen existiert tatsächlich nicht. Aber es hat die amerikanische Regierung nicht daran gehindert, Tausende Soldaten wieder in den Irak zu entsenden, um zu retten, was von dem Land übriggeblieben ist.

2011, nachdem Clinton den ägyptischen Präsidenten Hosni Mubarak noch als «stabi-

len» und zuverlässigen Partner gelobt hatte, unterstützte sie plötzlich die erstarkende antiwestliche Muslimbruderschaft. Nach ihrem Wahlsieg gingen die Muslimbrüder sofort daran, den säkularen ägyptischen Staat in bewährter nahöstlicher Manier zu zerschlagen. Das Ergebnis: Chaos. Es folgte der Staatsstreich von General Abdel Fattah al-Sisi – und Hass auf Amerika in allen politischen Lagern.

Die «besondere Beziehung», die Obama und Clinton zur Türkei pflegten, ermöglichte es Präsident Erdogan, das Land in einen islamistischen, neo-osmanischen, aggressiven Staat zu verwandeln – auf Kosten von Israel, dem Irak und Kurdistan.

Clinton brüstet sich damit, sie habe entscheidend zum Abschluss des Atomdeals mit dem Iran beigetragen. Seit der Unterzeichnung des Abkommens im Juli 2015 hat Amerika dem Iran 400 Millionen Dollar bezahlt, um Geiseln freizubekommen, und mehr als 100 Milliarden Dollar aus eingefrorenen Konten wurden freigegeben.

Zum Dank werden amerikanische Schiffe regelmässig von iranischen Kanonenbooten und mit Raketen aus iranischer Produktion beschossen. Eine amerikanische Schiffsbesatzung wurde gefangen genommen.



Jenseits der «roten Linie»: Aleppo, 2016.

Kein Mensch glaubt, dass der Iran nicht an der Bombe arbeitet. Die Frage ist nur, ob die Iraner das undichte Abkommen schon jetzt im Verborgenen brechen oder erst später, ganz offen.

Clintons Glanzleistung war Libyen. Sie selbst, Sicherheitsberaterin Susan Rice und ihre Menschenrechtsbeauftragte Samantha Power drängten Obama, durch Bombenangriffe den Sturz des libyschen Diktators Muammar Gaddafi herbeizuführen.

Es war ein bizarrer Zeitpunkt. Gaddafi war ein Monster, das im Begriff war, rehabilitiert zu werden. Nach dem Sturz von Saddam Hussein 2003 hatte er sich bereit erklärt, auf die Entwicklung von Massenvernichtungswaffen zu verzichten. Seine Söhne verhandelten mit

den Europäern über Öl- und Gasförderung, politische Reformen, Sonderwirtschaftszonen und über die Öffnung archäologischer Stätten für den Tourismus.

Ich selbst war 2006 in Libyen, um über die unvergleichlichen römischen «Städte im Sand» zu sprechen. In der Öffentlichkeit war ein vorsichtiger Optimismus festzustellen, man hoffte, der alternde Gaddafi würde Schritt für Schritt die Macht an seine reformwilligen Kinder abgeben.

Dann fielen die amerikanischen Bomben, Gaddafi wurde hingerichtet, ein Chaos folgte. Dann kam der Angriff auf das US-Konsulat in Bengasi, bei dem der amerikanische Botschafter den Tod fand. Clinton wälzte die Verantwortung auf andere ab.

Das Chaos in Libyen und der Aufstieg des Islamischen Staats im irakisch-syrischen Grenzgebiet trieben Millionen in die Flucht nach Europa, mehrheitlich junge Männer, die sich in einigen Fällen radikalen Islamisten anschlossen und in mehreren europäischen Städten terroristische Angriffe und Anschläge verübten.

Wenn der Ansturm der verzweifelten Flüchtlinge etwas Vormodernes hatte, so erwiesen sich die europäischen Politiker als postmodern, weil sie in ihrer Naivität nationale Grenzen für irrelevant hielten und nicht bereit waren, muslimische Flüchtlinge zu durchleuchten.

Hillary Clinton spottet über die mangelnde Erfahrung und die ungehobelte Art ihres Rivalen Donald Trump. Er ist ein Privatmann, der auf seine Weise von einem grossen Amerika träumt. Sie dagegen ist eine eingetübte Politikerin, die für das unübersehbare Chaos im Nahen Osten Verantwortung trägt.

Victor Davis Hanson ist amerikanischer Historiker und Autor von über einem Dutzend Büchern zur zeitgenössischen Kriegs- und Landwirtschaftsgeschichte sowie derjenigen im antiken Griechenland.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Die Kronprinzessin

Von Wolfgang Koydl — Kaum jemand achtet auf Hillary Clintons wichtigste Beraterin: Tochter Chelsea. Zugleich arbeitet die Oxford-Absolventin an ihrer eigenen politischen Karriere.



«Unsichtbare Hand»: Chelsea, Mutter Hillary und Vater Bill Clinton, im Juli in Philadelphia.

Bei jeder Gelegenheit erinnert Hillary Clinton ihre Wähler daran, dass sie nicht nur Mutter, sondern auch Grossmutter sei – als ob Enkelkinder ein besonderer Qualitätsnachweis für das Amt des amerikanischen Präsidenten wären. Doch die Frau, die Hillary zum Grosi machte, bleibt dabei stets im Hintergrund: Chelsea Clinton entgeht dem gemeinhin gnadenlos grellen Licht der amerikanischen Öffentlichkeit – ganz so, als sei sie noch immer der von den Medien sorgsam abgeschirmte Teenager, der seine Jugend im Weissen Haus verbrachte.

Die Rücksichtnahme ist ebenso erstaunlich wie unberechtigt. Denn die 36-Jährige ist zu einem mächtigen politischen Player in New York und in Washington herangewachsen. Sie sitzt hauptberuflich im Aufsichtsrat der Stiftungen ihrer Eltern, der Clinton Foundation und der Clinton Global Initiative sowie in anderen Firmen. Sie verlangt – und bekommt – 65 000 Dollar für einen Redeauftritt, und manche sehen in ihr die engste Beraterin ihrer Mutter und ihres Vaters Bill: «Es besteht kaum ein Zweifel, dass [...] Chelseas unsichtbare Hand so gut wie jede bedeutsame Entscheidung ihrer Eltern formt», schrieb das gut informierte Polit-Portal Politico.

Es wird nicht einmal ausgeschlossen, dass die Clintons ihre Tochter auf hohe politische Weihen vorbereiten: Demnach wollen sie eine

jener Polit-Dynastien begründen, wie sie die Geschicke der Vereinigten Staaten seit der Gründung bis zum heutigen Tag bestimmt haben – von den Adams über die Kennedys bis zu den Bushs. An Ehrgeiz und Machtinstinkt dürfte es Chelsea nicht mangeln. Sie habe schliesslich nicht nur ihr Aussehen von ihrem Vater geerbt, sagen Vertraute der schrecklich penetranten Familie. Am nötigen Kleingeld dürfte es der Multimillionärin auch nicht mangeln.

Umso merkwürdiger mutet es an, wie wenig sich die Medien mit dem Clinton-Spross befassen. Zum Teil mag das daran liegen, dass Chelsea Interviews oder auch nur zugerufene Fragen abbrüstet, solange es sich nicht um nette Homestorys handelt. Ihre Kratzbürstigkeit verschont nicht einmal Kinder, wie ein Viertklässler erfahren musste, der ihr für seine Schülerzeitung ein paar Fragen stellen wollte: «Tut mir leid, aber ich rede nicht mit der Presse, und das gilt leider auch für dich», fertigte sie den Jungen ab. «Auch wenn du ziemlich niedlich bist.»

## Im Konvoi zur Uni

Manchmal interveniert die Clinton-Kampagne selbst, wenn es gilt, erwachsene Reporter zur Ordnung zu rufen. Schon beim letzten Wahlkampf Hillarys vor acht Jahren erhielt

David Shuster vom Sender MSNBC «Warnanrufe», Chelsea in Ruhe zu lassen. Die Tochter, damals immerhin schon 27 Jahre alt, sei «off-limits», enthüllte *Vanity Fair*.

«Off-limits» war bereits die Botschaft, als Bill Clinton 1993 ins Weisse Haus einzog – und damals verstand sich diese Botschaft für die Medien von selbst: Solange sie nicht von sich aus auffällig werden, sind Präsidentenkinder für die Presse immer tabu. Das galt für John F. Kennedys Kinder Caroline und John junior, für Jimmy Carters Tochter Amy und für George W. Bushs Zwillinge Jenna und Barbara.

Als sich Chelsea 1997 zum Studium in Stanford einschrieb, wiederholte ihre Mutter in einem offenen Brief an die Medien ihre Ermahnung. Der Einzug der Tochter in der Universität gestaltete sich dann aber in etwa so

**Tut mir leid, aber ich rede nicht mit der Presse, und das gilt leider auch für dich.»**

subtil wie der Auftritt einer byzantinischen Prinzessin in der Hagia Sophia: Die Studentin und ihre Eltern rollten in einer Wagenkolonne mit Secret-Service-Agenten und einem 250-köpfigen Pressecorps aufs Gelände. Un auffällig geht anders.

## Fehlt der Fokus?

Nach weiteren Studien in Oxford und an der Columbia University stieg Chelsea Clinton nicht minder hochrangig ins Berufsleben ein – bei einem Hedgefonds an der Wall Street und beim Unternehmensberater McKinsey. Anschliessend arbeitete sie drei Jahre im Journalismus: Der TV-Sender NBC zahlte ihr für eine Tätigkeit als «Special Correspondent» ein Jahresgehalt von 600 000 Dollar. Privat rundete sie ihre Laufbahn mit ihrer Heirat mit dem Investmentbanker Marc Mezvinsky ab.

Wie andere junge Paare gingen Chelsea und Marc auf Wohnungssuche und wurden bald fündig: 10,5 Millionen Dollar kostete das Apartment in New York. Nach der Geburt ihres zweiten

Kindes im vergangenen Sommer zog die Familie in eine grössere Bleibe um.

Dass sie nicht mehr das kleine Mädchen ihrer Eltern ist, hat Chelsea freilich in ihrer Tätigkeit für die Clinton-Stiftung bewiesen. Dort mahnte sie vernehmlich mehr Transparenz an und rügte die Vermengung von Business, Politik und persönlicher Einflussnahme. Einer der so Kritisierten, Bill Clintons langjähriger Berater Doug Band, reagierte beleidigt: «Sie benimmt sich wie ein verzogenes Balg, das nichts anderes zu tun hat, als Probleme zu schaffen», schrieb er in einer soeben von Wikileaks veröffentlichten E-Mail. Chelsea fehle, so meinte er, «ein Fokus im Leben». Wenn er sich da mal nicht täuscht. ○



# Zeit der Unschuld

Von Hanspeter Born — Den US-Wahlkampf von 1956 erlebte ich in Philadelphia hautnah mit. Wir waren «nonkonformistische», aber gesittete Schüler. Unser Idol hiess Stevenson. Eisenhower gewann.



Ein alter Schulfreund zeigte mir vor kurzem ein paar Briefe, die ich ihm vor sechzig Jahren aus Amerika geschrieben hatte. Ich besuchte damals als Austauschschüler

die Highschool in dem für sein exklusives College bekannten Swarthmore, einem Vorort von Philadelphia. Im Brief schrieb ich auch über den Wahlkampf. Wie schon 1952 traf der Republikaner Eisenhower, Oberbefehlshaber der Alliierten im Weltkrieg und jetzt amtierender Präsident, auf den demokratischen Gouverneur von Illinois, Stevenson. Meine mit Tinte auf Luftpostpapier geschriebenen Zeilen zeigen, wie ich für den als *egghead*, als intellektuellen Eierkopf, verschrienen Demokraten Feuer und Flamme war:

«Stevenson hetzt bekanntlich im ganzen Land herum. Er hat jetzt endlich eingesehen (so schade es für seine ehemals so brillanten, wohlklingenden, mit feinem, unaufdringlichen Humor gewürzten Reden ist, die ich mir gegenwärtig zu Gemüte führe), dass er Grammatikfehler machen muss; ebenso schlägt er eine härtere Tonart an und umarmt hübsche Girls. Die Kampagne scheint für die Demokraten gut anzulaufen, und wenn mich nicht alles trügt, werden die Wahlen mit einem demokratischen Siege zu Ende gehen. Dies trotz Gallup und der unheimlichen Popularität Eisenhowers.»

Alles trog mich. Eisenhower gewann mit 57 Prozent der Stimmen, *a landslide*.

Wie waren amerikanische Wahlen vor sechzig Jahren, als die Welt noch in Ordnung war, der Vater mit Krawatte und immer mit Hut ins Büro ging und die Mutter dem Haushalt vorstand? Als man in unserer Highschool noch nicht rauchte, kein Bier trank und von Drogen nichts wusste. Dates waren geregelt. Erlaubt waren *necking*, das heisst Zärtlichkeiten über dem Hals, gelegentlich *Petting*, das konnte auch tiefer hinunter gehen, und *french kissing*.

Ich konnte den Wahlkampf 1956 aus der Nähe beobachten, weil der Vater meiner amerikanischen Familie als Demokrat fürs Repräsentantenhaus kandidierte. In einem Wahlkreis, der regelmässig zu achtzig Prozent republikanisch stimmte, hatte er keine Chance. Er wusste dies und machte kaum Wahlkampf. Ich, naseweiser Berner *Gymeler*, der die Welt zu verstehen glaubte, schrieb für ihn eine aussenpolitische

Wahlrede, die er freundlich entgegennahm und wohl gleich in den Papierkorb warf.

Es gab natürlich kein Internet, kein Twitter, kein Facebook, kein Instagram. Jede grössere Stadt besass noch zwei Zeitungen, die man gewissenhaft las. Bei uns waren es der *Philadelphia Inquirer* und das *Philadelphia Bulletin*. Vertrauensvoll lauschte man den *evening news* am Fernsehen. Als glaubwürdig galten NBC und CBS, wo der legendäre Anchorman Walter Cronkite sich jeweils mit dem Spruch «*and that's the way it is*» verabschiedete. Fernsehwerbung begann erstmals eine Rolle zu spielen, aber die Kosten dafür waren, verglichen mit heute, minim, ein paar Millionen für jede Partei.

## Dramatische Ereignisse

Statt mit T-Shirts trug man seine Präferenz mit Buttons, Ansteckknöpfen, zur Schau. Sie zeigten das Bild des Kandidaten mit einprägsamen Mottos wie «I like Ike» für Kriegsheld Dwight «Ike» Eisenhower oder «Madly for Adlai» für Adlai Stevenson. Ans Auto oder an die Fenster klebte man *bumper stickers*, in die Gärten steckte man Fähnchen. Persönliche Auftritte der Protagonisten waren selten und deshalb ein Ereignis. Mein Gastvater nahm mich mit zu einer Rede von Vizepräsidentschaftskandidat Estes Kefauver, dem ich die



Es kam anders: Eisenhower, Gattin Mamie.

Hand schütteln durfte. Als Vorsitzender eines Untersuchungsausschusses hatte der Senator aus Tennessee Mafiabosse hinter Schloss und Riegel gebracht. Wie sein legendärer Landsmann, Kriegsheld Davy Crockett, trug er als Markenzeichen eine Waschbärmütze mit Schwanz. Sein grammatikalisch wackliger Werbespruch: «*For the mostest and the bestest, vote Estes.*»

In unserer Highschool-Clique – wir waren die Gescheiten, die im Hauptfach Englisch und *social studies* nahmen – unterstützten wir die Demokraten. Als «nonkonformistische», aber gesittete Vorgänger der Sechziger-Generation lasen wir «*The Catcher in the Rye*», hörten Elvis und verachteten das satte Bürgertum, dessen Lebensziel im *keeping up with the Joneses* bestand.

Stevenson war unser Idol, eben gerade weil er sich nicht darum scherte, was man über ihn dachte. Er trug zerknitterte Anzüge, und ein Fotograf hatte ein Bild geknipst, in dem ein Loch in seiner Schuhsole zu sehen war. Historiker Art

hur Schlesinger schrieb später über ihn, er sei «die Stimme eines vernünftigen, zivilisierten und höheren Amerikas» gewesen. Dies spürten wir offenbar. Wir konnten nicht wissen, was Schlesinger auch noch befand, nämlich, dass Stevenson eine «grosse kreative Gestalt in der amerikanischen Politik war, der die Demokratische Partei herumdrehte und John F. Kennedy möglich machte».

Inbegriff all dessen, worüber wir die Nase rümpften, war «Golfspieler» Eisenhower, der keine geraden Sätze zustande brachte. Wir hassten seinen Vize, den finstern Dick Nixon. Ich liess es mir nicht nehmen, zu einer Wahlveranstaltung mit dem Bösewicht ins Stadtzentrum zu fahren. Nachher konnte ich mit den Kameraden über ihn schnöden. Ein Argument im Wahlkampf war Eisenhowers Gesundheit. (Nichts Neues unter der Sonne, aber Ikes Herzinfarkt war ernster als Hillarys Grippe.)

Die letzte Woche vor dem Wahltag fiel mit zwei dramatischen weltpolitischen Ereignissen zusammen, der Suezkrise und dem ungarischen Volksaufstand. Eisenhower tat nichts, ausser dass er die britisch-französischen Truppen aus Ägypten zurückpffiff. Die Aussenpolitik interessierte die Amerikaner nicht. Von der Welt wussten sie wenig. Sie verwechselten die Schweiz mit Schweden. Solange die Wirtschaft blühte und das Land nicht im Krieg war, gab es keinen Grund, Eisenhower, der den Koreakrieg beendet hatte, abzuwählen. *Peace and prosperity*, darum ging es.

Hanspeter Born, ehemaliger *Weltwoche*-Auslandredaktor, verfolgt den Endspurt der US-Wahlen aus sicherer Ferne und sammelt Nachrichten aus Medien links und rechts des Mainstreams. Als Austauschschüler erlebte er vor sechzig Jahren seinen ersten Wahlkampf in den USA. 1980 berichtete er für das Schweizer Radio über den unerwarteten Sieg von Ronald Reagan. 2008 reiste Born ein letztes Mal zu Wahlveranstaltungen und liess sich vom aufsteigenden Stern Obama blenden.



# Schöpferische Selbstzerstörung

Von Hansrudolf Kamer — Auf die Republikaner werden Grabgesänge angestimmt. Spaltungen im Zeichen Trumps sind unübersehbar. Doch die Grand Old Party hat schon Schlimmeres überstanden.



Seit dem Bürgerkrieg im 19. Jahrhundert ist die Republikanische Partei einer der bestimmenden Machtpole in der amerikanischen Politik. Sie wurde als Sammel-

becken für Sklavereigegner in den Nordstaaten gegründet, nachdem die Whigs an dieser Frage zerbrochen waren. Die Episode Trump rüttelt am Gebälk, aber nicht an den Grundfesten.

Das, was als Herausforderung des «Establishments» beschrieben wird, sucht jede Partei, auch die Demokratische, periodisch heim. So jedenfalls lässt sich die Geschichte der Parteien in Amerika lesen. Politiker wie Abraham Lincoln, der erste republikanische Präsident, politisierten allerdings näher am Volk, und Populismus in diesem Sinn war selbstverständlich.

Trump ist kein Republikaner. Er hat die Partei fünfmal gewechselt, was selbst für pragmatisch denkende Amerikaner etwas viel ist. Er ist nur der republikanische Präsidentschaftskandidat. Nach der Publikation des elf Jahre alten Sex-Tape und der Abwendung einiger Republikaner von ihm erklärte er, nun seien alle Fesseln zur Partei durchschnitten. Endlich sei er frei, zu handeln, wie er wolle.

Trump hätte genauso gut die andere Partei für seinen Ego-Trip wählen und Bernie Sanders Konkurrenz machen können. Der Aussenseiter, der gegen «Washington» antritt, ist fast so alt wie die Republik. Die Präsidenten Carter und Reagan, Demokrat und Republikaner, kokettierten damit und hatten Erfolg. Trump ist eine moderne Vulgärversion dieses Musters.

## Angst vor einem Erdbeben

Doch wenn es so läuft wie in der Vergangenheit und die politische Welt nicht ganz neu erfunden wird, dann werden beide Parteien ihre populistische Revolte absorbieren und sich neu ausrichten. Die Tea Party wurde aufgesogen, «Occupy Wall Street» ebenso. Trumpismus ist da nicht wesensmässig anders.

Trump artikuliert die grosse Unzufriedenheit in Amerika. Genau wie Bernie Sanders bei den Demokraten donnert er, das System sei «gezinkt», manipuliert von der Elite. Das ist keine Erfindung Trumps, sondern normale Wahlkampfretorik von Barack Obama bis zu Elizabeth Warren. Es geht nicht nur um den

Arbeitsplatz. Es geht um das, was die Linke zweckorientiert Rassismus nennt, aber nur Unmut über schnelle Überfremdung ist. Es geht um Haltlosigkeit, Wertezerrfall und heuchlerische Politiker, die sich bereichern. Dass Trump selber gar nicht Präsident werden, sondern nur das Fundament für ein Cable-TV-Netz von instinktsicherem Basisgeschmack legen will, ist ein adäquater Verdacht.

Die Republikaner trifft der Aufstand der *great unwashed* (der «grossen Ungewaschenen») im Zeitpunkt der grössten Machtentfaltung. Im Kongress sind sie die dominierende Partei mit 54 Senatoren und 247 Repräsentanten. Sie stellen in den Einzelstaaten 31 Gouverneure und haben die Mehrheit in den Legislativen von 68 der 98 Kammern. Diese Machtstellung ist dann in Gefahr, wenn Trump in einem Erdbeben am Wahltag untergehen sollte.

Deshalb haben viele Republikaner aus Selbsterhaltungstrieb begonnen, sich vom Immobilien-Tycoon zu distanzieren. Sogar Trumps Ticket-Partner, Mike Pence, der in der Debatte der Vizes gegen Tim Kaine gut abgeschnitten hatte, deutete an, dass er Trump nicht überallhin folge. Vor allem machte er klar, dass die Republikaner das Wahlergebn auf jeden Fall akzeptieren würden – was bei Trump nicht so klar ist.

Viele der republikanischen Trump-«Distanzierer» mussten in ihren Wahlkreisen wegen ihres Manövers gehörig Kritik einstecken. Sie machten prompt wieder kehrt und bekundeten Loyalität gegenüber dem Bannerträger. Entscheidend sind nicht die Neigungen der Politiker. Trump ist oft das einzige Artikulationsmittel. Wie es David Gelernter im *Wall Street Journal* ausdrückte: die leere Gin-Flasche, die aus Wut und Ohnmacht durchs Fenster geworfen wird.

Die Republikanische Partei wird Trump überleben – sie hat schon Schlimmeres überstanden: die Spaltungen zu Zeiten des ersten Roosevelt während der Industrialisierung, die Flügelkämpfe während des New Deal, die vernichtende Niederlage Goldwaters 1964, Vietnam, Watergate und Nixons Rücktritt.

Auch die Anti-Trump-Republikaner werden Trumps Wähler integrieren und immer wieder erklären müssen, weshalb ein Rattenfänger grundsätzlich und dieser ganz besonders nicht Präsident werden sollte. Auch wird die Grand Old Party über die Bücher gehen und das Auswahlprozedere ändern.

Fast jeder normale Republikaner hätte gute Chancen gehabt, Hillary zu besiegen, eine langweilige, korrupte Status-quo-Politikerin, für die Trump das Geschenk des Himmels ist. Der Name Clinton ist Synonym für eine Serie von Skandalen, an die man sich nicht erinnern möchte. Die Taktik der «Oktober-Überraschung» ist einmal mehr aufgegangen. Und Bill war ja der Vorläufer von Donald.

Was für Trump spricht, ist nur, dass er nicht Hillary Clinton ist. Für das Präsidentenamt ist das zu wenig – selbst in Zeiten vollständiger Anspruchslosigkeit.



Die Episode Trump rüttelt am Gebälk, aber nicht an den Grundfesten.

## Ziel erreicht

Von Henryk M. Broder — Jetzt wird auch die Grüne Claudia Roth von Stalkern verfolgt.



Wer schon einmal von einem Stalker belästigt wurde, der weiss, wie man darauf am besten reagiert: überhaupt nicht. Jede Art der Reaktion, von «Lassen Sie mich in Ruhe» bis «Ich bringe dich um, wenn du nicht aufhörst!», wird vom Stalker als ein Angebot zur Kommunikation, zum Weitermachen verstanden. Dank dem Internet ist das Stalken zu einer Plage geworden. Das Netz bietet maximale Verbreitung bei optimaler Anonymität. Früher musste ein Stalker noch seine Stimme verstellen, heute reicht es, wenn er seinen E-Mail-Account anonymisiert. Ein Kinderspiel. Jeder Psycho, der sein eigenes Leben vergeigt hat, kann nun anderen Menschen das Leben vermiesen.

Zu den Promis, die von Stalkern verfolgt werden, gehört neuerdings auch die grüne deutsche Politikerin Claudia Roth. Wir hätten es nie erfahren, wenn sie sich nicht dem *Stern* anvertraut und wenn der *Stern* nicht eine grosse Geschichte darüber gemacht hätte, dass Claudia Roth gestalkt wird. Und um zu beweisen, dass es keine Fanpost ist, die Claudia Roth bekommt, hat der *Stern* die Stalker-Mails ausgiebig zitiert. Deren Urheber zielen unter die Gürtellinie oder leben ihre Gewaltfantasien aus. Ihnen eine Plattform zu geben, auf der sie sich austoben können, ist mehr als fahrlässig, es grenzt an Mittäterschaft. Nun haben sie es schwarz auf weiss, ihre Botschaften haben das Ziel erreicht. Volltreffer. Claudia Roth liest die Mails «laut vor», ihre Stimme «wird brüchig», dann «kann sie nicht mehr», sie ist «den Tränen nahe», aber sie will «auf gar keinen Fall» Tränen zeigen. Damit «die» nicht mitbekommen, wie verletzt sie ist.

Sie bekomme jede Woche «bis zu 100 Mails mit schweren Beleidigungen und massiven Bedrohungen». In ihrem Büro habe sie sich «eine Art Gegenwelt geschaffen, gegen das Deutschland da draussen, das sie immer öfter als kalt und brutal erlebt».

Nun, genau genommen hat Claudia Roth schon immer in einer Gegenwelt gelebt, der Welt der Friedensfreunde und Kernkraftgegner. Vor einem Jahr ist sie noch bei einer Demo mitgelaufen, aus der heraus «Deutschland, du mieses Stück Scheisse!» gerufen wurde. Da war die Welt noch in Ordnung und Claudia Roth bei den Guten.

## Riskante Machtspiele

Von Kurt Schiltknecht — Die Bürokraten und Politiker der EU sind primär an ihrer Macht interessiert. Um diese zu erhalten, nehmen sie auch eine Abschwächung der Wirtschaft in Kauf.

Internationale Organisationen wie die OECD, der Internationale Währungsfonds (IWF) oder die Weltbank haben eines gemeinsam: Die meisten sind überflüssig, und alle beurteilen den Brexit negativ. Überflüssig sind sie, weil die Aufgaben, für deren Lösung sie gegründet wurden, sich erledigt haben. Den Brexit verurteilen die internationalen Bürokraten, weil zum ersten Mal ein wichtiges Land die Zweifel an der Nützlichkeit einer internationalen Organisation mit einem Austritt verbunden hat. Wenn noch mehr Länder diesen Schritt gehen würden, wäre dies der Anfang vom Ende einiger internationaler Organisationen.

Bisher haben es die obsolet gewordenen internationalen Organisationen immer wieder geschafft, sich neue Aufgaben zuzuschaffen und den Anschein zu erwecken, dass sie zur Lösung der weltwirtschaftlichen Probleme unabdingbar seien. Beispielsweise hat sich der IWF nach dem Ausbruch der Bankenkrise die Hilflosigkeit vieler Regierungen zunutze gemacht und sich als Garant der internationalen Finanzmarktstabilität aufzuspielen begonnen. Die OECD andererseits gefällt sich seit einigen Jahren in der Rolle des Steuerpapstes. Die Aktivitäten der obsoleten internationalen Organisationen lassen den Eindruck aufkommen, dass diese sich in erster Linie für die Interessen der Regierungen der USA und der EU starkmachen. Solange diese eine vernünftige Wirtschaftspolitik verfolgten, war das für die kleineren Länder kein Problem. Doch das hat sich geändert.

### Überflüssige Empfehlungen

Vor kurzem revidierte der IWF einmal mehr seine Prognose für das Wachstum der Weltwirtschaft nach unten. Die Revision wurde mit dem Brexit und dem zunehmenden Populismus begründet. Diese Argumente mögen einigen angeschlagenen Regierungen gefallen, überzeugend sind sie nicht. Der Populismus und die Stimmenverluste der etablierten Parteien sind nicht die Ursachen der Wirtschaftsschwäche, sondern deren Folgen. Die Unfähigkeit der Regierungen, die Schulden-, Banken- und Euro-Probleme acht Jahre nach dem Ausbruch der Krisen auch nur ansatzweise zu lösen, treibt die Wähler in die Hände von politischen Gruppierungen, deren Lösungsansätze auch nicht wesentlich besser sind. Doch deshalb den zunehmenden Populismus als Grund für die

schlechteren Konjunkturaussichten anzugeben, zielt daneben.

Bei der Beurteilung des Brexit geht der IWF davon aus, dass die EU England den freien Zugang zum europäischen Binnenmarkt verwehren wird. Angesichts der katastrophalen Wirtschaftslage in weiten Teilen der EU müsste diese eigentlich ein grosses Interesse haben, dass England weiterhin freien Zugang hat. Denn dies würde verhindern, dass sich der Handel zwischen der EU und England abschwächt. Da aber die Bürokraten und Politiker der EU wie eh und je primär an der Macht und nicht am wirtschaftlichen Erfolg ihrer Bürger interessiert sind, nehmen sie lieber eine Abschwächung der Wirtschaft in Kauf, als dass sie vom Prinzip des freien Personenverkehrs mit Nicht-EU-Ländern Abstand nehmen würden.

Kürzlich hat der IWF der Schweiz empfohlen, die Negativzinsen weiter zu erhöhen. Die Empfehlung basiert auf keinen soliden ökonomischen Grundlagen. Höhere Negativzinsen würden nur die Wirtschaft und den Finanzmarkt weiter destabilisieren. Denn je niedriger die Zinsen sind, umso grösser ist das Risiko, dass die Kapitalien unwirtschaftlich eingesetzt und riskante Kredite gewährt werden. Auf die nächste Bankenkrise müsste nicht lange gewartet werden.



Der IWF kritisiert im Zusammenhang mit den Aufwertungsproblemen der Schweiz weder die Europäische Zentralbank (EZB) noch das Federal Reserve Board, obwohl diese ihre Währungen mit ihrer exzessiven Ausweitung der Liquidität immer wieder künstlich abzuwerten versuchen. Das Ausbleiben von Kritik ist erstaunlich, denn der IWF wurde nicht zuletzt zur Verhinderung von kompetitiven Abwertungen gegründet. Es macht die Sache auch nicht besser, wenn der IWF den Ländern, die ihren Finanzhaushalt bisher einigermaßen in Ordnung halten konnten, zu einer expansiven Fiskalpolitik rät. Eine noch stärkere Ausweitung des öffentlichen Sektors ist Gift für das Wachstum.

Nicht nur solche Empfehlungen, auch die Institutionen von Bretton Woods sind überflüssig. Der IWF hat keine klar definierten Aufgaben, und die Weltbank erzielt keine Wirkung. Beide Institutionen vertreten heute so wie viele andere auch vor allem die Interessen der USA und der EU. Statt auf die Lösung der Probleme zu drängen, helfen sie mit, das monetäre und fiskalische Chaos in den USA und der EU zu verlängern.





# Aeroflot Business Class

Bietet den höchsten Grad an Komfort und individuellem Service auf allen Etappen Ihrer Reise

GENIEßEN SIE NUR DAS BESTE VON OSTEUROPAS FÜHRENDE R AIRLINE\*



Freigepäckmenge – 2 aufgebene Gepäckstücke mit jeweils bis zu 32 kg Gewicht\*\*



Modernes Unterhaltungssystem an Bord\*\*\*\*



96.5 – 190.5 cm Sitzabstand\*\*\*



Mahlzeiten und Getränke werden in Glas- und PorzellanGeschirr sowie mit Metallbesteck serviert



**DIE BESTE AIRLINE  
OSTEUROPAS**  
15 15 12 13 11

[www.aeroflot.com](http://www.aeroflot.com)

\* Laut 2016 SkyTrax Award; \*\* Freigepäckmenge je nach Flugstrecke; \*\*\* Je nach Flugzeugtyp; \*\*\*\* Verfügbarkeit der Unterhaltung an Bord je nach Flugstrecke und Flugzeugtyp. Erkundigen Sie sich bei Ihrem Flugbegleiter/Ihrer Flugbegleiterin über die Verfügbarkeit.

## Empörung am Sonntag

Von Christoph Mörgeli

Nicht genug, dass sich Parlamentarierinnen im Bundeshaus keine fünf Meter bewegen können, ohne sexuell belästigt zu werden. Letzten Sonntag gab's noch weiteres Empörungspotenzial in unseren Sonntagszeitungen. Zumindest in der kleineren Stiefschwester unter Federführung eines Journalisten, der noch immer so schreibt und denkt wie damals, als er im SP-Sekretariat gearbeitet hat. Christof Moser zitierte in der *Schweiz am Sonntag* empörte Freisinnige. Und feierte deren Abkehr von der SVP bei der Energiestrategie 2050 etwa so hymnisch wie den altrömischen Sklavenaufstand unter Spartacus.

Dabei hat die FDP einstmals eine Petition für ein Referendum zur Energiestrategie eingereicht. Und die «vollständige Liberalisierung des Strommarkts bis 2015» verlangt. Und «höhere sowie neue Steuern und Abgaben für Förderprogramme» verworfen. Und in ihrem Positionspapier wörtlich geschrieben: «Die FDP fordert: Volksabstimmung über das Gesamtpaket der Energiestrategie 2050.» Innert zwei Tagen erfolgte das freisinnige Linksumkehr: Kein Zusammengehen mit der SVP. Kein Referendum. Keine Volksabstimmung.

Zuvor haben die energieintensiven Grossunternehmen Rabatte herausgeschlagen. Und das Gewerbe wurde mit fetten Aufträgen bei der Gebäudesanierung geködert. Doris Leuthard verteilte das süsse Gift des Energie-sozialismus, wo immer sie konnte. Jetzt sprach Christoph Blocher liberalen Klartext: Da wurde auch die Wirtschaft, das Bürgertum, der Freisinn gekauft. Die Energiestrategie 2050 ist das teuerste Verstaatlichungsprojekt seit 1291.

FDP-Vizepräsident und Nationalrat Christian Lüscher empörte sich über Blocher mit Worten von nicht zitierfähiger Primitivität. «Niemand hat mich je gekauft», ereiferte sich der Genfer Anwalt, der in Bundesbern ganz unverfroren für kasachische Klienten weibelte. In der Aussenpolitischen Kommission wie in der Rechtskommission entschied und beriet Lüscher eifrig mit, wie mit Potentatengeldern umzugehen sei. Derselbe Christian Lüscher handelte mit dem nigerianischen Regime einen Deal zugunsten des von ihm vertretenen Abba Abacha aus, Sohn des brutalen nigerianischen Militärdiktators Sani Abacha, der seinem Volk Milliarden gestohlen hat. Dafür bezog Lüscher diskrete Kanzlei 1,8 Millionen Franken. Doch Lüscher ist selbstverständlich nicht gekauft. Höchstens anständig bezahlt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Der Taiwan-Reimann

Von Peter Bodenmann — Die faktische Halbierung der Zuwanderung reicht nicht mehr. Jetzt soll die Schweiz auch noch die Freihandelsabkommen verschrotten.



Überflüssige Bürokratien: Auns-Präsident Reimann.

Die ständige Wohnbevölkerung der Schweiz nimmt dieses Jahr absehbar um nur mehr 50 000 Personen zu. Die Zuwanderung hat sich damit, statistisch gesehen, bereits fast halbiert. Wie dies Adrian Amstutz und This Jenny selig 2014 im Abstimmungskampf verlangt haben.

Die SVP-Leserbriefschreiber – Leserbriefschreiberinnen hat es fast keine – wollen das nicht wahrhaben. Ihr Hauptargument: Die Asylbewerber würden bei der Berechnung der Zuwanderung nicht berücksichtigt. Deshalb seien diese vom Bund verbreiteten und vom *Tages-Anzeiger* weitertransportierten Zahlen kreuzfalsch. Typisch Lügenpresse halt.

Richtig ist: Seit 2010 werden Asylsuchende, die sich länger als zwölf Monate in der Schweiz aufhalten, zur ständigen Wohnbevölkerung hinzugezählt. Wer bis und mit September 2015 ein Asylgesuch stellte und seither nicht nach Deutschland weiterzog, ist in dieser Statistik des Bundes korrekt drin.

Von vierzig Asylsuchenden in Europa stellt nur einer ein Gesuch in der Schweiz. Weil in den letzten zwölf Monaten bedeutend weniger Menschen ein Asylgesuch stellten als in den zwölf Monaten zuvor, ist der faktische Rückgang bei der Nettozuwanderung grösser als ausgewiesen. 2015 hatten wir rund 39 000 neue Asylsuchende. 2016 werden es weniger sein. Weil 2016 absehbar 10 000 Flüchtlinge weniger ein Asylgesuch stellten als im Jahr zu-

vor. Die Masseneinwanderungsinitiative ist nach den Vorgaben von Amstutz und Jenny umgesetzt. Wer sich das Gegenteil einreden lässt, ist selber ein Löli oder eine Lola.

Dies alles haben wir der SVP zu verdanken. Diese trieb die Nationalbank vor sich her, bis Thomas Jordan im Januar 2015 die Nerven verlor und den Mindestkurs aufhob. Seither geht es der Schweiz wirtschaftlich massiv schlechter. Die Hälfte der kleinen und mittleren Unternehmen im Metallbereich schreibt rote Zahlen. Wir stecken in einer Rezession und wollen es nicht wahrhaben: Die reale Teuerung im Gesundheitswesen fliesst nicht korrekt in die Statistik ein. Weil die Mengenausweitungen an Pillenverschreibungen, Konsultationen und Operationen nicht als Teuerung erfasst werden. Trotzdem müssen wir alle die massiven Prämienhöhungen bezahlen. Unter Berücksichtigung der Minus-Teuerung liegt die Kostenexplosion im Prämienwesen irgendwo bei real 6,5 Prozent.

Jetzt will Lukas Reimann – Präsident der Auns – nicht nur die Bilateralen kündigen, sondern gleich neben dem drohenden TTIP auch alle bestehenden Freihandelsabkommen *kündern*. Diese ganzen Bürokratien seien überflüssig. Es gehe auch ohne. Wie das Beispiel Taiwan zeige. Wie lange nimmt das Kapital die Partei von New-Taiwan-Reimann noch ernst?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Wahrheiten am Telefon

Von Kurt W. Zimmermann — Heute wird es technisch. Wir erklären, wie die kuriosen Leserzahlen der Presse zustande kommen.

Die Monate Oktober und April sind in der Zeitungsbranche die Monate der Wahrheit. Dann erscheinen jeweils die neusten Leserzahlen der Presse.

In diesem Oktober erfuhren wir zum Beispiel, dass der *Blick* seit letztem Jahr 120 000 Leser verloren hat. Die *Schweizer Illustrierte* verlor 80 000 Leser, die *NZZ* verlor 20 000 Leser.

Dafür gewannen der *Rigi-Anzeiger* 3000 Leser und die *Annabelle* 20 000 Leserinnen hinzu. Die *Wochenzeitung* (*Woz*) erreichte gar 40 000 Leser mehr als vor einem Jahr.

Noch kurz zu den Grössten. Die führende Abo-Zeitung ist mit 460 000 Lesern der *Tages-Anzeiger*. Das führende Magazin ist der *Beobachter* mit 850 000 Lesern.

So weit die Statistik, wenn man ihr glaubt. Das allerdings kann man mit guten Gründen unterlassen.

In Wirklichkeit sind die Monate Oktober und April in der Zeitungsbranche nicht die Monate der Wahrheit. Es sind allenfalls die Monate der Selbstbespiegelung. Denn die Art, wie die Leserzahlen erhoben werden, ist eher kurios.

Wir können das gut am Beispiel der linken *Wochenzeitung* aufzeigen. Innert eines Jahres sprang ihre Leserzahl von 68 000 auf 107 000. Natürlich bejubelte die Redaktion diese «sehr erfreuliche Nachricht» gebührend im eigenen Blatt.

Seltsam daran ist allerdings, dass die gedruckte Auflage der *Wochenzeitung* in demselben Zeitraum praktisch unverändert blieb. Sie stieg nur um ein paar hundert Exemplare. Wie kann man also in einem Jahr 40 000 Leser neu gewinnen, wenn man gleich viele Zeitungen wie vorher verkauft?

Damit wären wir beim Problem dieser Pressewährung. Denn die Leserzahlen werden nicht hart gerechnet, sondern durch eine weiche Umfrage erhoben. Die AG für Werbemedienforschung (*Wemf*) interviewt zweimal im Jahr 10 000 zufällig ausgewählte Schweizer zu ihrem Medienkonsum. Am Telefon werden sie etwa gefragt, welche Titel sie «in den letzten sechs Monaten daheim oder auswärts gelesen oder durchgeblättert haben».

Die Befragten sagen dann, sie würden die *Wochenzeitung* lesen oder durchblättern oder die *NZZ* oder die *Annabelle*.

Die Leserzahlen sagen also nicht aus, was die Leser lesen. Sie sagen aus, was die Leser sagen, was sie lesen.

Lesen-was-man-liest und Sagen-was-man-liest ist jedoch ein grosser Unterschied. Darum



Plötzlich wollten alle *Wochenzeitung*-Leser sein.

haben beispielsweise Sexmagazine praktisch keine Leser. Wer gibt schon am Telefon zu, dass er sie gern konsumiert?

Einem ähnlichen Umfrage-Effekt unterliegen auch Zeitungen mit einem andersartigen Imageproblem. Im rot-grünen Basel etwa gilt es nicht als chic, die *Basler Zeitung* zu lesen. Sie kommt darum regelmässig auf zu tiefe Leserzahlen. Auch das Boulevardblatt *Blick* leidet unter derselben Verzerrung.

Andererseits kann die Erhebungsmethode auch nach oben verzerren. Damit wären wir zurück bei der *Woz*. Die letzte Telefonumfrage fiel genau in die heisse Phase um die Durchsetzungsiniziativa. Die Linke war euphorisiert, weil sie spürte, dass sie die SVP an der Urne schlagen würde. In dieser Euphorie wollten nun alle plötzlich *Wochenzeitung*-Leser sein. «Es liegt nahe», sagt auch die *Wemf*, «dass die *Woz* von dieser innenpolitisch stark aufgeladenen Zeit überdurchschnittlich profitieren konnte.»

Nun kann man sich fragen, ob es überhaupt solch verwirrende Leserzahlen braucht. Im Grunde braucht es sie nicht mehr. Sie stammen aus den Zeiten, als es in der Presse noch Inserate gab und die Werbung dafür eine Entscheidungshilfe benötigte.

Das Problem hat sich bekanntlich erledigt. Die meisten Zeitungen haben kaum noch Inserate – und die *Wochenzeitung* sowieso keine.

# Weisse Wut

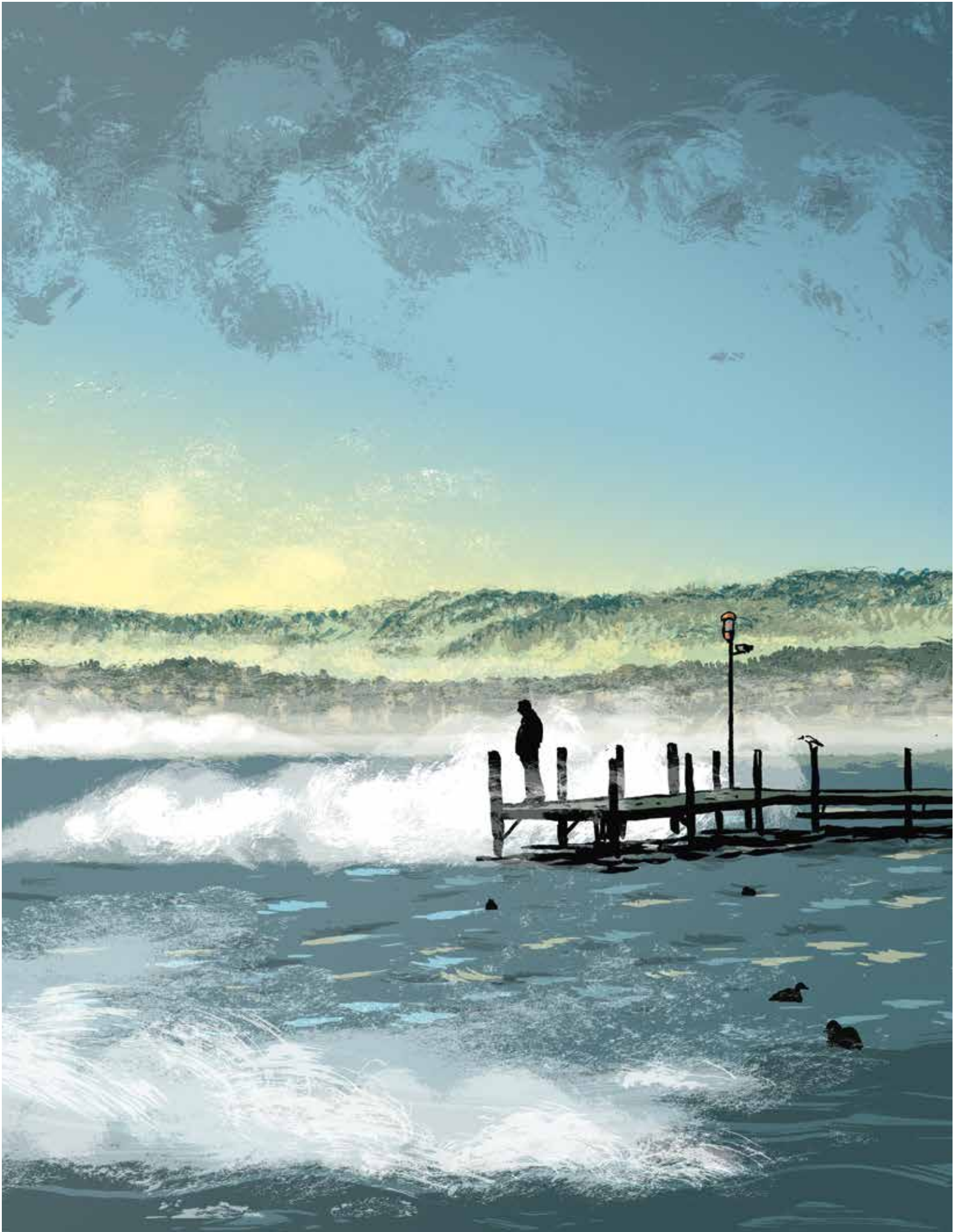
Von Beatrice Schlag — Späte Empörung über Donald Trump.

Die Folgen dessen, was er später entschuldigend als «Umkleidekabingewäsch» abtat, kosteten Donald Trump in Umfragen beträchtliche Wählerprozent. Möglicherweise kosten sie ihn auch die Präsidentschaft, aber darauf wetten unparteiische *pollster* noch keinen Cent. Bis zum 8. November kann viel passieren. Was nicht passieren wird, ist, dass Frauen und viele Männer das Umkleidekabingewäsch vergessen. Interessierte haben die Aussagen der zahlreichen Frauen gesehen oder gelesen, die inzwischen öffentlich sagten, sie seien von Trump sexuell belästigt worden. Keine von ihnen war prominent, jung oder naiv genug, nach einem Kurzauftritt im Fernsehen mehr als Gratulationen von Freunden und HassMails von Trump-Anhängern zu erwarten. Mit andern Worten: Man wusste, dass sie nicht logen. Dazu erinnerte man sich zu gut an ähnliche eigene Erfahrungen, über die keine Frau gern redet. Aber wie vielen Wählern ist Frauenbelästigung als Argument wichtig genug, einen Kandidaten nicht zu wählen, obwohl er niedrigere Steuern, Jobs und das Ende der illegalen Einwanderung verspricht?

Die empörten und verletzten Reaktionen vieler Frauen und Männer auf die Belästigungsaussagen schienen zu sagen: «Jetzt ist genug.» Jetzt? Warum gerade jetzt? In der US-Politsendung «Real Time with Bill Maher» sagte vor ein paar Tagen die Buchautorin Rebecca Traister: «Donald Trump sagt schon seit langem fürchterliche Dinge, über Mexikaner, Schwarze, Muslime, Behinderte, die ehemalige Miss Venezuela. Aber die Wende kam erst, als bekannt wurde, dass er offenbar weisse Frauen belästigt.» Und, nicht zu vergessen, nachdem Amerikas schwarze First Lady ihren Landsleuten ins Gewissen geredet hatte, was Trumps Wahl bedeuten würde: «Wir sagen damit unseren Söhnen, dass es okay ist, Frauen zu demütigen. Wir sagen unseren Töchtern, dass das die Behandlung ist, die sie verdienen.» Seither fielen viele unentschiedene Wähler von Trump ab, prominente Republikaner entzogen ihm ihre Unterstützung.

Die Frage bleibt: Warum erst jetzt? Ist es unhaltbarer, eine dick gewordene Miss Venezuela zu beschimpfen, als die Mexikaner Vergewaltiger zu nennen?







# Das Nichts

Wie könnte etwas aus dem Nichts entstehen, ist das nicht unlogisch? Ja, aber nur, wenn man sich das Nichts als ewig und unveränderlich vorstellt.

Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

**N**ein, Physik ist nicht langweilig, Physik ist der Weg zu den Sternen und zu den tiefsten Geheimnissen unserer Existenz. Die moderne Physik hat für uns eine gute und eine schlechte Nachricht. Die schlechte ist: Wir werden alle sterben. Die gute Nachricht ist: Möglicherweise sind wir nicht für immer tot. Das klingt absurd, ist aber die mögliche Konsequenz einer sehr sonderbaren Eigenschaft des Nichts (mit Nichts ist die Abwesenheit von Raum, Materie und Strahlung gemeint). Das Nichts spielt in der Kosmologie unter anderem bei der Erforschung des sogenannten Urknalls eine wichtige Rolle, ist also keineswegs Science-Fiction, sondern Gegenstand wissen-

**Wir wissen weder, dass wir schlafen, noch, dass wir wieder erwachen werden.**

schaftlicher Untersuchung. Bevor wir uns aber der erwähnten sonderbaren Eigenschaft zuwenden, wollen wir uns das Nichts genauer ansehen. Vor allem darf man es nicht mit dem Vakuum verwechseln, denn ein solches ist leerer Raum, das heisst, es existiert immer noch der Raum selbst. Im physikalischen Nichts existiert aber überhaupt nichts, und es ist auch nicht schwarz, wie wir es uns unwillkürlich vorstellen, obwohl wir es eigentlich besser wissen. Wenn wir abends ins Bett gehen, sehen wir vor unseren geschlossenen Augen zunächst Schwärze. Doch sobald wir eingeschlafen sind, nehmen wir diese Schwärze nicht mehr wahr. Wir nehmen, falls wir ohne Schnarcher an unserer Seite traumlos und tief schlafen, überhaupt nichts mehr wahr. Wir haben im Schlaf kein Zeit- und kein Raumgefühl, keine taktilen Erlebnisse sowie kein Bewusstsein unserer Existenz. Wir wissen weder, dass wir schlafen, noch, dass wir wieder erwachen werden. Es ist die subjektive Erfahrung des Nichts, und sie ist so fundamental, dass wir, wenn wir erwachen, uns nur an unsere Träume erinnern, nicht aber an den Zustand, als wir traumlos schliefen – und wir haben es nicht etwa vergessen, sondern es gibt nichts zu erinnern, weil es, subjektiv, nichts gab und weil nichts geschah.

Das Nichts ist uns also aufgrund unserer Schlaferfahrungen und anästhetischer Erlebnisse gar nicht einmal so fremd, und es wird uns eventuell noch vertrauter, wenn wir erfahren, dass das physikalische Nichts, so paradox

das klingen mag, komplex ist. Oder besser gesagt: Das Nichts hat eine Eigenschaft. Bevor wir zu dieser einzigen, aber folgenreichen Eigenschaft kommen, sollten wir uns noch ganz kurz den leeren Raum ansehen, also das Vakuum des Weltraums. Man würde annehmen, dass im absolut leeren Raum nichts geschieht und dass es dort absolut nichts gibt. Aber es wurde experimentell nachgewiesen, dass der leere Raum von Aktivität nur so wimmelt. Permanent entstehen aus dem Nichts des leeren Raums Materieteilchen, die sich gegenseitig sofort wieder vernichten. Unter anderem diese Entdeckung, dass dort, wo nichts sein sollte, trotzdem etwas ist, führte zu einer noch weiter reichenden Vermutung, nämlich dass das ganze Universum aus dem Nichts entstanden sein könnte. Aber wie könnte etwas aus dem Nichts entstehen, ist das nicht unlogisch? Ja, aber nur, wenn man sich das Nichts als ewig und unveränderlich vorstellt. Es gibt aber Hinweise darauf, dass das Nichts instabil ist. Aber hier werden nur die Tapferen weiterlesen, aber siehe, sie werden belohnt werden! Wir müssen den gesunden Menschenverstand, der, wie sich in der Wissenschaftsgeschichte schon oft gezeigt hat, dazu neigt, sich komplett zu irren, ausknipsen und uns vorstellen, dass das Nichts fluktuiert. Es changiert gewissermassen zwischen gar nichts und ganz wenig mehr als gar nichts. Oder anders ausgedrückt: zwischen  $-0$  und  $+0$ .

## Immer irgendetwas

Wir wollen uns jetzt nicht in den gegenwärtigen Disput renommierter Physiker darüber einmischen, ob das nur für ein mathematisches Nichts oder auch für ein wirkliches Nichts gilt. Sondern wir wollen uns als Laien, die das Leben lieben und die den Gedanken erschreckend finden, dass alles, was existiert, nach einem kurzen Aufleuchten ins ewige Nicht-Sein verschwindet, an dieser Möglichkeit erfreuen, dass das Nichts instabil ist und dass folglich nicht nur die Existenz, sondern auch die Nicht-Existenz nicht ewig ist. Bevor jetzt aber jemand sein Testament ändert und verfügt, dass ihm sein Porsche mit ins Grab gelegt werden soll, damit er nach seiner Auferstehung wieder damit ins Tessin fahren kann, hier die schlechte Nachricht: Die gute Nachricht zu Beginn dieses Textes war nur Leserschaft. Selbstverständlich werden wir Hans Müllers und Vreni Meiers alle für immer tot sein. Die Instabilität des Nichts bezieht

sich auf das Nichts selbst und könnte dazu führen, dass zwangsläufig immer irgendetwas entsteht, auch wenn zuvor nichts da war. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass Äonen nach unser aller Tod und eventuell selbst dem Ende des Universums wir persönlich wieder in die Existenz finden. Denn das ist ja bereits geschehen, und nur weil wir uns daran gewöhnt haben, sollten wir nicht unterschätzen, was für ein Wunder es ist: Wir kommen alle aus dem Nichts. Vor 120 Jahren existierte keiner, der jetzt diesen Text liest. Wir existierten objektiv nicht: Niemand der damals Lebenden hätte eine Vorhersage über uns machen können, wer wir sein werden, wie wir aussehen werden und so weiter. Diese Feststellung mag trivial klingen, zumal man auch noch einwenden könnte, dass es ja, bevor wir geboren wurden, die Atome schon gab, aus denen wir bestehen. Aber diese Atome gab es nicht schon immer, und damit wir in die Existenz treten konnten, mussten zuvor sie entstehen, und damit sie entstehen konnten, musste zuvor der Raum entstehen, und wenn man diese Kette noch weiter zurückverfolgt, kommt man im Nichts an. Unsere Existenz ist also, selbst wenn wir sie grösstenteils vor dem Fernseher verbringen, dennoch ein wundersamer Hinweis auf die Instabilität des Nichts: Wäre das Nichts stabil, also ewig, hätte es uns nie gegeben. Ob das, jetzt einmal ganz nüchtern betrachtet, ein Verlust gewesen wäre, muss jeder für sich selbst entscheiden.

PS: Mit dieser Pointe hätte ich den Text gern beendet. Aber es fehlen fürs Layout noch ein paar Zeilen, die ich jetzt irgendwie füllen muss, was mich auf den Gedanken bringt, ob das Nichts nicht vielleicht aus ganz ähnlichen Gründen etwas hervorbringt.

### Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Soeben erschien von ihm der neue Roman «Manitoba» (Galiani-Verlag). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich meiner Freundin sagen, dass ich nur mal eben schnell Zigaretten holen gehe?  
*Gianno Rosalen, Freiburg*

Falls Sie ohne Wissen Ihrer Freundin rauchen, würde ich die Beschaffung von Rauchwaren verheimlichen. Oder gefällt Ihnen die Kioskverkäuferin? Oder suchen Sie sogar einen Trick, wie Sie ohne Weinkrämpfe auf Nimmerwiedersehen verschwinden können? Zigarettenholen ist etwas Banales. «Im Banalen verbirgt sich das Drama.» Sagen Sie Ihrer Freundin diesen Satz, so kann sie das daran erinnern, dass das gemeinsame Leben jederzeit gefährdet ist. Dieser Gedanke trägt dazu bei, die Lebensgemeinschaft zu schätzen und zu pflegen. Ich kenne einen Mann, der vor Jahrzehnten als Knabe für seinen Vater Zigaretten holen ging, unter ein Auto geriet und seither geistig und körperlich behindert ist. Schätze und genieße den Tag, es könnte der letzte sein! *Peter Ruch, ev. Pfarrer, Küssnacht am Rigi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die FDP war die Gründerin der modernen Schweiz, nun ist sie ihre Totengräberin.» *Peter Baumann*

### Vermeintliche Bürgerliche

Nr. 41 – «Slalom mit freiem Sinn»; Markus Schär über die FDP

Kernanliegen einer wirklich freiheitlichen Partei müsste er sein, politische Freiheiten, Selbstbestimmung, Vermögen und Rechte der Bürger zu schützen – und nicht bei fast allen geldverschwenderischen Weltverbesserungs- und internationalen Einbindungsprojekten der Linken und Grünen mitzumachen. Weil ihre Parteigänger das tun, sind sie eben keine Liberalen, sondern implizite Linke. Aber weil sie ihrer Klientel mit der schrankenlosen Personenfreizügigkeit und dem Zubauen der Schweiz gegen das Landesinteresse Milliarden verschafft haben, halten sie sich für Bürgerliche. Freisinnige Bundesräte, Spitzenbeamte und Verbandsfunktionäre haben noch bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts geschlossen vor EU-Annäherung, Uno-Beitritt und jeder Form souveränitätsunverträglicher, internationaler Einbindung gewarnt, weil sie vorhergesehen hatten, dass diese zu Handlungsunfähigkeit, Überfremdung und Fremdbestimmung – der heutige Zustand der Schweiz – führen. Der Beamtenfreisinn hat dann in den achtziger Jahren mit einem Lagerwechsel einer Mitte-links-Politik zum Durchbruch verholfen. Seither gibt es kaum einen linken, internationalistischen, neutralitätswidrigen, reformpädagogischen oder grünen Unsinn, den sie nicht unterstützt haben: Bedingung war nur, dass ihre Parteigänger genügend Schokoladenpöstchen und Dienststreifen bekamen. Warum sollte also jemand, der Freiheit und Selbstbestimmung will, freisinnig wählen? *Markus Eckstein, Goldach*

Für mich persönlich ist die Partei nicht mehr wählbar, und dies nach 25 Jahren Parteimitgliedschaft. Nicht nur wurde der Stimmbürger auf der ganzen Linie beschissen. Man hält uns auch noch für dermassen dumm, dass man die wirkungslose Scheinlösung mit der Bezeichnung «Inländervorrang» betitelt. Am 21. September 2016 wurde die direkte Demokratie abgeschafft. Nichts weniger als das. In Zukunft sind Abstimmungen nur noch unverbindliche Meinungsumfragen. Die FDP war die Gründerin der modernen Schweiz, nun ist sie ihre Totengräberin. *Peter Baumann, Möriken*

FDP-Politik erweist sich als auf der Merkel-Linie, nämlich als Fahrt auf Sicht. Und diese Fahrweise ist nur im Nebel angebracht. Umnebelt ist sie deshalb, diese FDP Politik, die offenbar mehr in den Hinterzimmern des Club Helvétique zusammenmauschelt als bei Petra Gössi. *Rainer Selk, Online-Kommentar*



«Fahrt auf Sicht»: FDP-Chefin Petra Gössi.

Die aktuelle FDP ist kopf- und führungslos und politisch nach allen Seiten unzuverlässig. Sogar für infamen Verfassungsbruch legt sie sich mit Linken ins Bett. Niemand weiss, wofür diese Partei bei aktuellen Themen steht; man weiss allenfalls, wofür einzelne Exponenten stehen – je nach Tagesform. Die «Rechtsfreisinnigen» basteln seit Jahren erfolglos am Marsch an die Spitze der Partei und bleiben nostalgische Dekoration. Die FDP ist das anschaulichste Sinnbild für die gesellschaftliche und politische Dekadenz unserer Zeit.

*Antonio Scherrer, Online-Kommentar*

### Guter Strom, böser Strom

Nr. 40 – «Schnee- und Gletschersterben»; Kolumne von Peter Bodenmann

Worin unterscheidet sich Atomstrom von Solar- oder Windstrom bezüglich der Klimaerwärmung? Höchstens in der Effizienz der Stromerzeugung. Zudem: Es gibt Leute, die die Klimaerwärmung nicht bestreiten, die jedoch bezweifeln, dass der Mensch der Grund dafür ist. Die Gletscher zogen sich schliesslich am meisten zurück, als es noch keine Menschen gab. *Bruno P. Kessler sen., Uster*

«Friedensvertrag» als taktisches Mittel  
Nr. 40 – «Uribes Wunder»; Florian Schwab über die Abstimmung in Kolumbien

Endlich ein Artikel in einer Schweizer Zeitung, der zeigt, was in Kolumbien tatsächlich passiert. Ich hoffe, dass die *Weltwoche* dem-



nächst einen ausführlichen Bericht über das angestrebte Ziel der Regierung und der Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia (Farc) publiziert und über die Mittel, die zu seiner Erreichung eingesetzt werden. Es geht nicht einfach um einen Friedensvertrag. Der Vertrag ist lediglich ein taktisches Mittel auf dem Weg zum strategischen Ziel. Andere Mittel sind Drogenhandel, Erpressung, Entführung, Mord, Vergewaltigung, Lüge, Korruption, Diffamation, Unterdrückung und eine systematische Beeinflussung durch kontrollierte Medien. Das strategische Ziel der Farc ist es, Kolumbien in ein sozialistisches Land zu verwandeln. Und in Südamerika ist sozialistisch nicht gleich sozialdemokratisch, sondern kommunistisch, nach dem Vorbild der Castros, wie erlebt in Kuba, Nicaragua und Venezuela, sprich profitabel für die Regierenden und desaströs für alle anderen. Die Farc hat dafür sehr viel Geld, eine kleine Armee, die die schrecklichsten Gräueltaten begeht, Sympathisanten auf der ganzen Welt sowie Helfer auf allen Stufen von Regierung, Parlament, Verwaltung, Polizei, Judikatur und Militär, die entweder der gleichen Meinung sind oder einfach und schnell an viel Geld und Macht kommen wollen oder zum Mitmachen gezwungen wurden. Deshalb wurde in Havanna unter der Schirmherrschaft von Kuba und Norwegen in vierjährigen Geheimverhandlungen ein Vertrag entwickelt, den die Farc und die Regierung unterschrieben, ohne dass sein Inhalt vorher der Opposition oder dem Volk vorgelegt worden wäre. Der Präsident persönlich und seine Entourage hätten es beinahe geschafft, das kolumbianische Volk so lange zu belügen und unter Druck zu setzen, bis es im Plebiszit durch ein Ja zum «Friedens»-Vertrag der Farc ohne kontrollierbare Gegenleistung enorme Privilegien, Straffreiheit und politische und finanzielle Macht zugestanden hätte. Aber glücklicherweise waren der Präsident, seine Gefolgsleute und die Farc allzu siegesgewiss, so dass sie ihrer Ungeduld nachgaben und schon vor dem Plebiszit die ersten Katzen aus dem Sack liessen.

Rolf Schlumpf, Zürich

#### Volle Achtung

Nr. 40 – «Der weinende General»;  
Philipp Gut über Aldo Schellenberg

Kann ein Mensch Gefühle zeigen, so ist er ein Mensch. Sehe ich die versteinerten Gesichtsausdrücke von Putin und Erdogan, so sind diese mir suspekt. Aldo Schellenberg schmerzt der Verlust seiner Vertrauten, die er innert kurzer Zeit verloren hat. Ich habe volle Achtung. Die Frage, ob man mit einem solchen Militärführer in den Krieg ziehen kann, empfinde ich als voll daneben. Die Schweiz zieht nicht in den Krieg, sie verteidigt sich! Kriegsgurgeln hatten und haben wir genügend in der Ge-

schichte der Menschheit, deshalb ist mir ein General mit Tränen lieber.

Adolf Meier, Wermatswil

Ich bin Oberstleutnant und habe mich nie geschämt, Emotionen auch im militärischen Umfeld zu zeigen! Die Kriegstauglichkeit so zu werten, ist anmassend!

Hildegard Zobrist, Schindellegi

#### Rettungengel Hillary

Nr. 40 – «Kann man diesem Mann trauen?»;  
Urs Gehrig über Donald Trump

Die ganze Welt starrt auf den Wahlkampf in Amerika, um zwischen Pest und Cholera zu wählen, wie manche behaupten. Man fragt sich, wie es möglich ist, dass ein Volk einen Donald Trump gut findet. Die *Weltwoche* versucht zu erklären, das ist okay! Ich kann nur hoffen, dass die Wahlen zu einem Aufatmen in der ganzen Welt führen werden. Eine Supermacht mit einem Mann wie Trump an der Spitze wäre eine Gefahr für den Weltfrieden! Da scheint mir die Hillary ein Rettungengel zu sein. Auch wenn sie nicht allen sympathisch ist, immerhin hat sie viel Erfahrung und scheint einen gesunden Menschenverstand zu haben. Ich bin gespannt, was die *Weltwoche* noch alles herausfinden wird, um Trump irgendwie sympathisch erscheinen zu lassen und Hillary zu verteufeln.

Suzette Preiswerk da Mota Veiga, Manteigas (P)

#### Korrigenda

Im Artikel «Slalom mit freiem Sinn» (*Weltwoche* Nr. 41/16) über die FDP haben wir geschrieben, FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis beherrsche «die drei Landessprachen». Zu den Landessprachen zählt aber neben Deutsch, Französisch und Italienisch selbstverständlich auch Rätoromanisch. Korrekt hätte es heissen müssen, Ignazio Cassis beherrsche die drei Amtssprachen, dazu gehört das Rätoromanische nicht.

Die Redaktion

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



**FÜR IT-SPEZIALISTEN, DIE  
«UP TO DATE»  
SIND**



**DAS SCHWEIZER  
PORTAL FÜR  
IT-SPEZIALISTEN**

**itjobs**.CH  
KARRIERE AUF SICHER

[WWW.ITJOBS.CH](http://WWW.ITJOBS.CH)



# Nicht erfüllt

Was hat die bürgerliche «Schulterchluss-Allianz» seit den letzten eidgenössischen Wahlen zustande gebracht? Wenig, muss man leider konstatieren.

Von René Zeller



*Gute Vorsätze:* Parteiprääsidenten Pfister (CVP), Rösti (SVP), Gossi (FDP).

Rote und grüne Wahlkämpfer jammerten vor exakt einem Jahr, in der Schweiz herrsche ab sofort Weltuntergangsstimmung. Was war passiert? Am 18. Oktober 2015 kalibrierte der Souverän die politischen Kräfteverhältnisse neu. Die SVP schraubte ihren nationalen Wähleranteil auf rekordhohe 29,4 Prozent hoch, die FDP legte nach jahrelangem Sinkflug ebenfalls zu.

Das Volk rückte die Kräfteverhältnisse also nach rechts. Daraus zog Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf Konsequenzen. Sie warf das Handtuch. Eine zweite Konsequenz war, dass Christian Levrat, Präsident der mitregierenden Sozialdemokraten, seine Genossen auf Opposition einschwor. «Lasst mich eines klarstellen: Die SP wird nicht die Rolle des nützlichen Idioten spielen.» Eine dritte Folge des Wahlergebnisses war, dass sich die bürgerliche Wählerschaft Hoffnungen auf einen Politikwechsel in

Bundesbern machen durfte: mehr Spielraum für Privatinitiativen statt etatistische Vollkaskolösungen, mehr Eigenverantwortung statt Bevormundung in allen Lebenslagen.

## Profile polieren

Ein Jahr später reibt man sich die Augen. Von liberaler Aufbruchstimmung, von einem Politikwechsel gar ist herzlich wenig zu spüren. Die Präsidenten von SVP, FDP und CVP hatten im März 2015 ostentativ einen bürgerlichen Schulterchluss inszeniert. Die Idee war löblich. Es galt, nach der Aufhebung des Franken-Euro-Mindestkurses marktwirtschaftliche Stützmassnahmen zugunsten des Wirtschaftsstandorts Schweiz voranzutreiben. Mit der Umsetzung des Massnahmenkatalogs harzte es allerdings. Die drei genannten Parteien waren im Wahljahr vollauf damit beschäftigt, ihre eigenen Profile zu polieren.

Inzwischen sind Albert Rösti (SVP), Petra Gossi (FDP) und Gerhard Pfister (CVP) auf die Kommandobrücke ihrer Parteien beordert worden. Sie mögen persönlich miteinander harmonieren. Was die drei Parteichefs aber im Gezerre um die Umsetzung der Zuwanderungsinitiative, im Streit um die Rentenreform geboten haben, war hanebüchen. Auch bei der Energiewende fanden sie keinen gemeinsamen Nenner. Bisheriger kommunikativer Tiefpunkt war ein Dreierinterview in der *Schweiz am Sonntag*. Dort bezichtigten sie sich gegenseitig der Konsensunfähigkeit, des Wankelmuts, der Lüge gar.

Wer sich entzweit, erhält die Quittung. In der Kampfzone Nationalrat gehörte die auf Opposition getrimmte Linke nach dem jüngsten europapolitischen Hickhack zu den Etappensiegern. Bei der Rentenreform standen gleichenorts wenigstens SVP und FDP Schulter an Schulter. Die SP aber ist zuversichtlich, dass



die CVP im Ständerat artig mithelfen wird, die von links als «Rentenfäller» beschimpften bürgerlichen Realisten ins Abseits zu bugsieren.

Strafmildernd ist dem bürgerlichen «Trio infernale» zuzubilligen, dass sich Politikwechsel in der schweizerischen Konkordanzdemokratie nicht auf Knopfdruck verordnen lassen. Weiterhin ist jede Partei ihres eigenen Glückes Schmied. «Hört auf, von dieser Blockbildung zu sprechen», enerviert sich CVP-Präsident Gerhard Pfister. Das ist insofern richtig, als die Kräfteverhältnisse in National- und Ständerat erheblich differieren (siehe Grafik). Im 200-köpfigen Nationalrat verfügen die Fraktionen von SVP und FDP über eine numerische Mehrheit von 101 Stimmen, womit die CVP ihrer traditionellen Scharnierfunktion als Mehrheitsbeschafferin entbunden ist. Im Ständerat hingegen herrscht Status quo. Ohne CVP sind dort weiterhin keine Mitte-rechts-Mehrheiten möglich.

Der Rechtsblock ist eine Mär. Der einzige Block, der im Parlament seit Jahr und Tag reibungslos harmoniert, ist rot und grün koloriert.

Unter dem Aspekt des Schulterschlusses gilt es überdies, die Konstellation im Bundesrat so darzustellen, wie sie ist. Auch wenn die SVP seit dem 9. Dezember 2015 wieder über zwei Regierungssitze verfügt, ist das Siebnergremium nicht wahrnehmbar nach rechts gerückt. In Bern pfeifen es die Spatzen von den Dächern: FDP-Magistrat Johann Schneider-Ammann harmonierte früher leidlich mit seinem SVP-Amtskollegen Ueli Maurer, jetzt harmoniert er auch mit Guy Parmelin. FDP-Bundesrat Didier Burkhalter zieht selten in die gleiche Richtung wie sein Parteikollege Schneider-Ammann. Ein freisinniges Nullsummenspiel.

### Gegenseitige Schuldzuweisungen

Allen Hemmnissen zum Trotz mangelte es nicht an guten Vorsätzen, zumal die letzten Parlamentswahlen und der Rücktritt von Eveline Widmer-Schlumpf tatsächlich die Chance für einen Neustart boten. Im Juni dieses Jahres hatte der frischgewählte CVP-Präsident Gerhard Pfister im liberalen Magazin *Schweizer Monat* prognostiziert, die Voraussetzungen für eine Trendwende seien gegeben. «Die Wahlen 2015 sind vorbei, daraus resultiert ein Auftrag an die bürgerlichen Parteien, besser zusammenzuarbeiten.» Eine grosse Herausforderung werde die Masseneinwanderungsfrage darstellen, prognostizierte Pfister. Dieser «eigentliche Testfall» verlange Konzessionen von allen drei Parteien.

Inzwischen wissen wir: SVP, FDP und CVP haben den Testfall nicht bestanden. SVP-Präsident Röstli muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass die Kompromissbereitschaft seiner Partei während der monatelangen Backstage-Gespräche mit den Wirtschaftsdachverbänden allzu eng begrenzt blieb. FDP-Chefin Gössi versteift sich zusehends darauf, grösstmögliche Eigenständigkeit nach allen Seiten zu demonstrieren. Gerhard Pfister manövriert seine CVP ebenso aben-

teuerlich zwischen den Polen hin und her wie sein sprunghafter Vorgänger Christophe Darbellay.

Die gegenseitigen Schuldzuweisungen, mit denen sich die bürgerlichen Parteien eidecken, befeuern die anzupeilende liberale Revitalisierungskur nicht. Die Erwartungshaltung, die mit dem im Wahljahr 2015 präsentierten Schulterschluss geschürt wurde, werden von den parteipolitischen Tenören reihum als weit überrissen taxiert. Ins gleiche Horn stösst der Präsident des Gewerbeverbands, FDP-Nationalrat Hans-Ulrich Bigler. Tragfähige Kompromisse seien nicht querbeet realistisch, am ehesten noch in der Wirtschaftspolitik, relativiert auch er die Erwartungen.

Wünschenswert wäre aber, dass wenigstens die Wirtschaftsverbände selber homogen auf-

### Der einzige Block, der reibungslos harmoniert, ist rot und grün koloriert.

treten. Ihr realpolitischer Einfluss ist in letzter Zeit wieder merklich gewachsen. Das erwähnte «Schulterschluss-Papier» wurde in der *Economiesuisse*-Küche vorgegärt, zudem moderierte der von Heinz Karrer präsiidierte Verband die europapolitische Kompromissuche. Der Erfolg blieb aus, worauf die Wirtschaftsverbände ihrerseits auf Kakophonie schalteten. Bei der Nationalratsdebatte zur Altersvorsorge erweckte die rechte Ratsseite den Eindruck, als werde sie von Arbeitgeberverbandspräsident Valentin Vogt gecoacht. Trotzdem schaffte er es nicht, die CVP

von ihrem Schmusekurs mit links abzubringen. Man erinnert sich unweigerlich an die Aussage des gewesenen FDP-Präsidenten Franz Steinegger, der weiland betonte, er sei nicht bereit, im Bundeshaus den «Briefträger der Wirtschaft» zu spielen. Wenn man sich die divergierenden Standpunkte der Wirtschaftsverbände in der Zuwanderungsproblematik und deren fahrig anmutendes Lobbying im Dossier Rentenreform vor Augen führt, so kann die Schlussfolgerung nur lauten: Die bürgerlichen Parteien müssen sich selber zusammenraufen.

### Reif für die Ernte

Mit Wohlgefallen beobachtet im Bundeshaus die Linke das Gezänk auf der gegenüberliegenden Ratsseite. SP-Fraktionschef Roger Nordmann merkte nach der Herbstsession in der *Aargauer Zeitung* an: «Wir erreichen in dieser Legislatur bislang eher mehr, als wir anfänglich dachten.» Auf welchen Themenfeldern rechnet sich die SP reelle Chancen aus, ihren Einfluss geltend zu machen? Der Taktiker Nordmann gibt sich auf Anfrage bedeckt. Er wolle sich «nicht in die Karten blicken lassen».

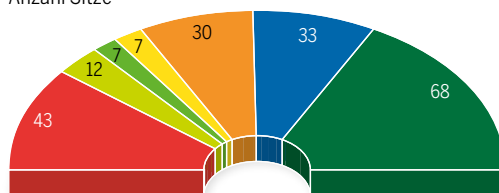
Offensiver kommuniziert die aufstrebende SP-Leitfigur Cédric Wermuth. Am meisten Angriffsfläche bietet die Rechte in der Europafrage: «Hier sind die bürgerlichen Parteien unfähig, den gordischen Knoten zu durchhauen.» Eher fraglich sei, ob die CVP bereit sein werde, in der Sozialpolitik nochmals so dezidiert mit der SP gegenzusteuern wie in der Rentenreform. Wermuth ist generell bemüht, den Ball flach zu halten. «Das Spektrum der Möglichkeiten, in denen die Linke parlamentarische Mehrheiten erwirken kann, ist sehr bescheiden.» Worauf er anspielt: Bei den Beratungen zur Unternehmenssteuerreform (USR) III stand die SP im Parlament auf verlorenem Posten. Die Beschlussfassungen seien, so Wermuth, «Ausdruck der neuen Arroganz der bürgerlichen Mehrheit». Wutschnaubend hat die SP das Referendum ergriffen. Am 12. Februar hat das Volk das letzte Wort.

Nüchtern betrachtet, ist die Unternehmenssteuerreform III nichts anderes als eine wirtschaftspolitische Notwendigkeit. Im Kern geht es darum, die Schweiz auch künftig als attraktiven Standort für internationale Unternehmen positionieren zu können und gleichzeitig die von EU und OECD eingeforderten steuerlichen Konzessionen abzufedern. Die klassenkämpferische Kraftmeierei zur Linken gegen die USR III muss deshalb angemessen gekontert werden.

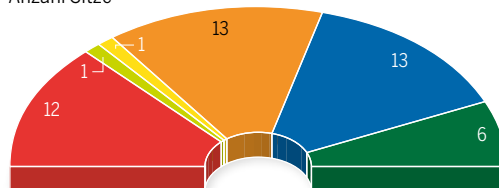
Die für den Wirtschaftsstandort Schweiz eminent wichtige Reform stand nicht zufällig zuoberst auf der Prioritätenliste des vielzitierten «Schulterschluss-Papiers». Und so ernüchternd die Zwischenbilanz der bürgerlichen Zusammenarbeit im ersten Jahr seit den Wahlen auch ist: Die Unternehmenssteuerreform III ist die bisher wichtigste – wenn auch rare – Frucht des Schulterschlusses. Sie ist reif für die Ernte. ○

### Unterschiedliche Mehrheiten

Fraktionsstärken im Nationalrat  
Anzahl Sitze



Fraktionsstärken im Ständerat  
Anzahl Sitze



- Sozialdemokratische Fraktion
- Grüne Fraktion (GPS, PdA)
- Grünliberale Fraktion
- BDP-Fraktion
- CVP-Fraktion (CVP, EVP, CSP Obwalden)
- FDP-Liberale-Fraktion
- Fraktion der Schweiz. Volkspartei (SVP, Lega, MCR, parteilos)

QUELLE: WWW.PARLAMENT.CH

«Hört auf, von dieser Blockbildung zu sprechen.»

# Kassieren und schweigen

Der oberste Tourismus-Promotor der Schweiz, Jürg Schmid, lässt es sich auf Staatskosten gutgehen. Derweil klagt die Branche über ausbleibende Feriengäste.

Von Hubert Mooser

Das Ungemach kündigte sich im Frühjahr in Lugano bei der Mitgliederversammlung von Schweiz Tourismus (ST) an. Gegen den Willen von ST-Präsident Jean-François Roth und Verbandsdirektor Jürg Schmid drückten die vierzehn Tourismus-Regionalverbände mit dem Luzerner Touristikdirektor Marcel Perren einen Vertreter in den Vorstand des Dachverbands.

Es war eine Art Putsch der Basis, den Roth und Schmid mit fadenscheinigen Argumenten bekämpft hatten. «Es ist wichtig, dass Vertreter der Regionalverbände im Vorstand vertreten sind», sagt Perren. Die Regionalverbände seien nahe bei den Leuten. Sie wüssten am besten, wo der Schuh drücke, und könnten nun neu bei der Festlegung der Strategie direkt mitdiskutieren und mitentscheiden.

## Horrende Lohnsteigerung

Die Kampfwahl ist in der fast hundertjährigen Geschichte der Organisation einmalig. Sie ist auch Ausdruck gegenwärtig grassierender Unbehagens und tiefen Misstrauens der Branche gegenüber der Organisation Schweiz Tourismus und ihrem langjährigen Chef Jürg Schmid.

Schweiz Tourismus soll im Auftrag des Bundes das Tourismusland Schweiz im Inland und Ausland vermarkten. Die Organisation erhält dafür vom Bund neu 230 Millionen Franken. Mit dem Geld soll sie den Fremdenverkehr ankurbeln und Betten füllen.

Aber das will Schmid und seiner parastaatlichen Organisation seit Jahren nicht mehr so recht gelingen. Von Verbier VS bis Davos GR klagten die Branche und ihre Lobbyisten im Parlament über sinkende Übernachtungszahlen und ausbleibende Touristen. Im Zeitraum von 2010 bis 2015 sei das Gästesegment des europäischen Mittelstandes weggebrochen, jammerte etwa der Bündner CVP-Ständerat Stefan Engler, als im vergangenen Jahr der vierjährige Rahmenkredit für Schweiz Tourismus im Parlament beraten wurde.

Und fast scheint es: Je lauter das Stöhnen und Klagen der Branche, desto stärker steigt das Salär des obersten Tourismuspromotors Jürg Schmid an. Der Bundesrat genehmigte am 25. Mai 2010 Schmid's Wiederanstellung

## Frühere Mitarbeiter sagen, Schmid habe eine Clique von Kopfnickern um sich geschart.

nach einem bizarren zehntägigen Gastspiel in der SBB-Geschäftsleitung zu einem Jahresbruttolohn von 282 776 Franken plus Bonifikation von maximal 25 000 Franken. Seither ist sein Lohn um 27,6 Prozent gestiegen. Schmid kassiert inzwischen ohne Nebenleistungen 392 799 Franken. Mit den Spesenpauschalen kommt er auf ein Einkommen von zirka 425 000 Franken pro Jahr. Dabei sprechen derzeit alle von einer Tourismuskrise.

Ein wohlwollender Verwaltungsrat, angeführt vom früheren jurassischen CVP-Staatsrat Jean-François Roth, der dank dem richtigen Parteibüchlein den Vorstand seit Jahren präsidiert, segnete in den letzten Jahren alles ab. «Der Vorstand ist der Überzeugung, dass das Salär für die Verantwortung, Aufgabe und die Erfahrung, die man für die Aufgabe als ST-Direktor mitbringen muss, angemessen ist», verteidigt Roth den Lohn des ST-Direktors. Dabei geht Schmid's Lohn weit über das hinaus, was in der Tourismusbranche üblich ist, wie Fachleute betonen. Und er macht fast das Doppelte von dem aus, was zum Beispiel Deutschland und Österreich ihren leitenden Tourismusfunktionären zahlen.

## Begnadeter Selbstdarsteller

Als Schmid im November 1999, also vor siebzehn Jahren, das Kommando von Schweiz Tourismus übernahm, galt er in der Branche als blutiger Anfänger. Er verfügte über keine

Branchenkenntnisse. Schmid ist in Zürich aufgewachsen. Er hat sich auf dem zweiten Bildungsweg zum Betriebsökonom, Fachrichtung Marketing, ausgebildet. Danach war er im Informatikbereich tätig, bei Hewlett-Packard, später bei Oracle, wo er am Schluss Verkauf und Marketing für eine internationale Ländergruppe leitete. Ende der neunziger Jahre hielt er Ausschau nach einem neuen Job, bewarb sich für die Stelle als Chef von Schweiz Tourismus – und bekam den Job zu seiner eigenen Überraschung. 2009 kündigte er seinen Wechsel zu den SBB an, als Verantwortlicher für den Personenverkehr. Nach sechswöchiger Einarbeitungszeit trat er im Frühjahr 2010 den Job an, um ihn zehn Tage später wieder niederzulegen.

Wie es Schmid geschafft hat, dass ihn der Vorstand von Schweiz Tourismus postwendend wieder in seine alte Funktion zurückbeförderte, bleibt wohl auf ewig sein Geheimnis. Laut früheren Vorstandsmitgliedern fand Schmid vor allem in der Person von Guglielmo L. Brentel, Präsident von Zürich Tourismus, einen einflussreichen Fürsprecher. Ob Schmid das ihm seitens des ST-Vorstandes entgegengebrachte Vertrauen in den vergangenen Jahren gerechtfertigt hat, lässt sich nur schwer eruieren. In den unzähligen Interviews, welche der begnadete Selbstdarsteller in den vergangenen Jahren gab, sprach er dauernd über Krisen wegen der Frankenstärke und über wegbrechende Marktanteile. Was präzise sein Verdienst sein soll, weiss man nicht genau. Zuweilen liess er aber durchblicken, Schweiz Tourismus habe den erwarteten Rückgang stark dämpfen können.

Die Branche sieht das anders: Schmid bringe nur Billigtouristen in die Schweiz, kritisierte der Präsident des Walliser Hoteliervereins Markus Schmid letzten Sommer. Das stellt ST-Direktor Jürg Schmid auf Anfrage vehement in Abrede. Vor einem Jahr beklagte sich der Direktor der Jungfraubahnen Urs Kessler über die Konkurrenz durch Schweiz Tourismus. Der Walliser Tourismus-Promotor Damien Constantin sagt: «Das Ausland beneidet uns um Schweiz Tourismus.» Constantin sähe es jedoch gerne, wenn ST sich in Zukunft vermehrt auf die Auslandsmärkte konzentrieren und die Investitionen, welche in die Inlandwerbung fliessen, zugunsten der Regionen umschichten würde. Damit könnten die Regionen die frei werdenden Mittel vermehrt in den Heimmarkt investieren. Die Jahre unter Schmid haben ihre

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

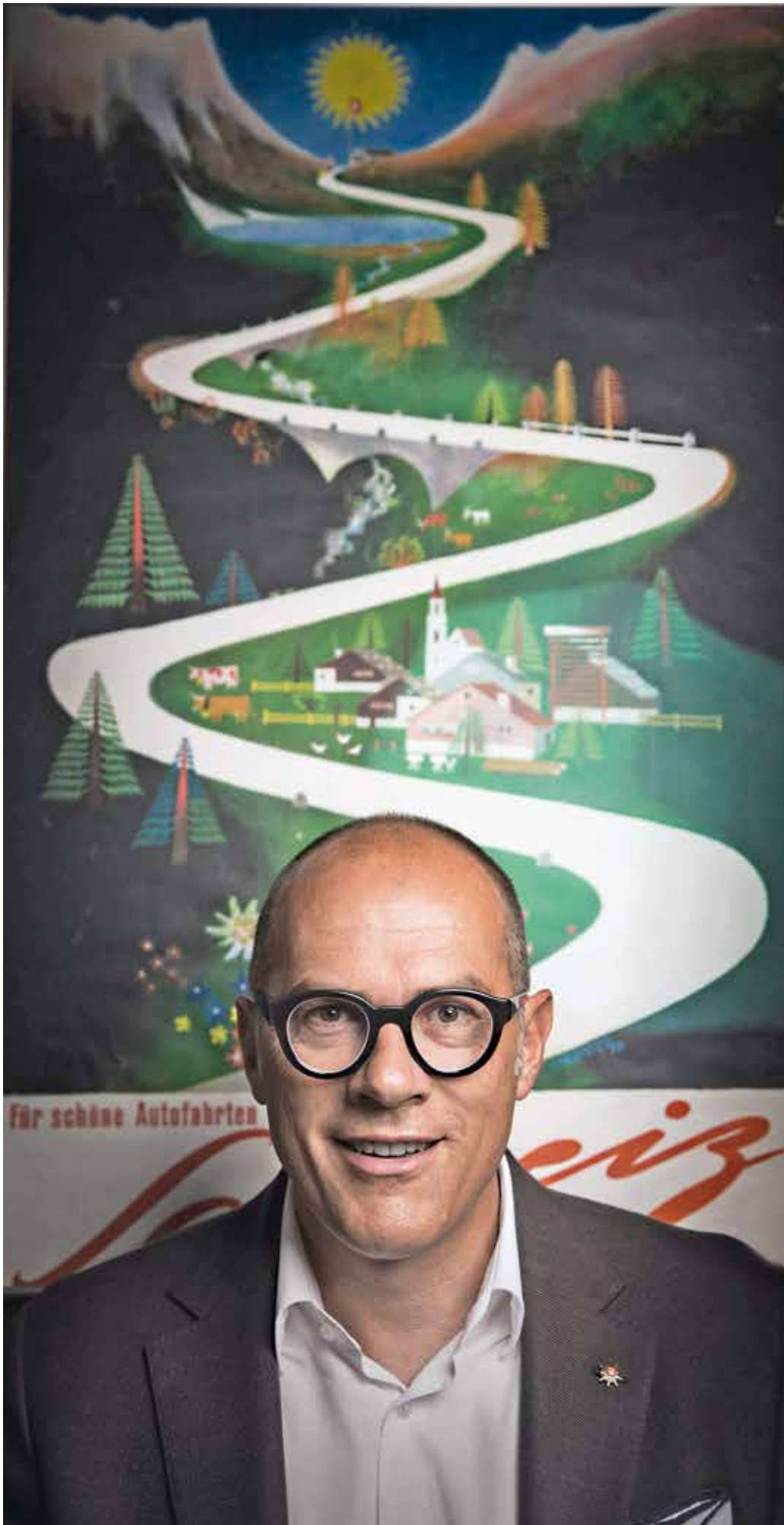
● **Service-Public-Bericht**  
Debatte über die Zukunft  
der SRG jetzt führen

● **Atomausstieg**  
Kurzschluss-handlungen  
jetzt nicht provozieren

● **Prävention**  
Wehret den Anfängen  
– jetzt auch bei der  
Zuckersteuer

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)





**Wohllollende Kooperation der Medien:** Schweiz-Tourismus-Direktor Schmid.

Spuren hinterlassen. Die Mitarbeiterzahl von Schweiz Tourismus wurde von rund 160 auf 260 aufgebläht, mit Fokus auf die Zentrale in Zürich.

Frühere Mitarbeiter sagen, Schmid habe in der Geschäftsleitung eine Clique von Kopfnickern um sich geschart. Oberste Devise sei: kassieren und schweigen. Kritische und bewährte Köpfe habe er in den vergangenen Jahren aus dem Amt gedrängt oder in Richtung Tochtergesellschaften wegbefördert. Bekannt ist, dass die langjährige Kommunikationschefin Daniela Bär nach sechzehn Jahren kürzlich den Hut nahm. Bekannt ist weiter der abrupte Abgang von zwei weiteren Mitarbeiterinnen. Roth und Schmid sagen dagegen, die Personalfriedenheit sei überdurchschnittlich hoch.

### Geldspritzen des Bundes

Seit Schmid am Drücker ist, pumpt der Bund auch immer mehr Geld in die Organisation, ohne dass sich im Tourismusgeschäft ein Silberstreifen am Horizont abzeichnen würde. Und Jürg Schmid fordert immer mehr. Als im letzten Jahr der vierjährige Rahmenkredit beraten wurde, forderte er krisenbedingt 50 Millionen Franken mehr für seine Organisation, also insgesamt 270 Millionen statt 220 Millionen Franken wie vom Bundesrat vorgeschlagen. Bitterböse Kritik musste er sich deswegen im Parlament anhören. SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz fragte, was denn Schweiz Tourismus mit 50 Millionen Franken mehr anfangen wolle. Die Hotellerie sei durch die Frankenstärke stark betroffen – nicht aber Schweiz Tourismus. Amstutz drehte den Spieß um: Über ein Drittel der Touristen kämen aus dem Euro-Raum, wo man jetzt mit dem gleichen Franken 17 Prozent mehr Werbung schalten könne. Er verstehe das Gejammer nicht.

Lange konnte Schmid auf die wohllollende Kooperation der Medien zählen. Bereitwillig und regelmässig öffnete er zum Beispiel der *Schweizer Illustrierten* die Türe zu seinen Privatgemächern und liess sich als Macher feiern. Inzwischen schiesst der Boulevardtitel *Blick* mit grobem Geschütz auf den obersten Tourismusfunktionär. Schmid kassiere für das Verwalten von Bundessubventionen mit insgesamt 425 000 Franken Jahressalär offenbar nicht genug. Er beziehe auch noch für Nebenjobs ein Salär. So sitze er seit 2008 im Verwaltungsrat des Hotels «Valbella Inn Resort» auf der Lenzerheide GR, eines Viersternehauses. Verwaltungsrat ist Schmid zudem bei der Lausanne Hospitality Consulting. Touristiker Jürg Schmid ist aber auch Mitinhaber der Triemli-Apotheke, die von seiner Frau geführt wird. Das sei alles rechtens und vom Vorstand abgesegnet, wie Verbandspräsident Roth anfügt.

Kurzum: Der Branche geht es schlecht und schlechter. Aber der Schweizer Tourismus-Promotor Jürg Schmid muss trotzdem nicht darben. ○

# Recht auf Leben und Tod

Rund 250 000 Franken gab die Aargauer Justizdirektion aus, um den Vierfachmörder von Rapperswil an einem Selbstmord zu hindern. Dafür gibt es eine praktische Begründung: Die Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen, vieles erscheint nach wie vor rätselhaft. *Von Alex Baur*



*Saubere Klärung:* Kontrollgang im Gefängnis des Iles in Sitten.

Während fast fünf Monaten, rund um die Uhr, sass ein Aufseher in der Nebenzelle, dessen einzige Aufgabe es war, den in Lenzburg inhaftierten Thomas N. per Video zu bewachen. Der zurzeit prominenteste Häftling des Kantons Aargau habe nur Papierkleider tragen dürfen, erzählt einer, der es wissen muss. Denn Erhängen mittels zerrissener Kleiderstücke ist die gängigste Methode, mit denen sich Häftlinge das Leben nehmen.

Nicht einmal Besteck bekam Thomas N. ausgehändigt. Die Betreuer zerstückelten sein Essen jeweils, bevor sie es ihm auftrichteten, als wäre er ein hilfloses Kind. Mehr als einen kleinen Löffel gab es nicht für den 33-jährigen Mann. Auch Essutensilien können zur Selbsttötung eingesetzt werden, vor allem von einem, der weiss, wie es geht. Thomas N. hat gestanden, am 21. Dezember 2015 in Rapperswil bestialisch ein Kind vor den Augen seiner gefesselten Mutter vergewaltigt und anschliessend vier wehrlosen Menschen mitleidlos die Kehle aufgeschlitzt zu haben.

Rund 250 000 Franken dürfte die Rundumüberwachung die Aargauer Steuerzahler gekostet haben. Und manch einer fragt sich, ob sich dieser Aufwand lohne. Wäre nicht allen gedient, wenn Thomas N. seinem verpfuschten Leben ein Ende bereiten würde? Würde ihm jemand nachtrauern? Was gibt es noch zu

klären? Gewiss, der Staat hat eine erhöhte Fürsorgepflicht gegenüber jedem Häftling. Selbstverständlich hat ein Mörder ein Recht auf Leben, wie jeder andere. Aber eben auch ein Recht, sich das Leben zu nehmen.

## Letzte Zigarette

In den USA wird mitunter selbst Insassen der Todeszelle die letzte Zigarette verweigert. Denn Rauchen ist schlecht fürs Leben – und wann dieses beendet wird, das entscheiden allein die Richter und Henker. Nicht so in der Schweiz. Selbst Gefangene geniessen hier die Freiheit, sich zu schädigen, sich allenfalls sogar umzubringen. Zwar hat sich das Bundesgericht nicht abschliessend zur passiven Sterbehilfe im Gefängnis geäussert. In vielen Kantonen ist aber etwa die Zwangsernährung von urteilsfähigen Häftlingen im Hungerstreik gesetzlich untersagt. Im Klartext: Man lässt sie sterben, wenn sie dies wünschen. Im April 2013 hungerte sich in der Zuger Strafanstalt Bostadel erstmals ein Insasse, dem die Verwahrung drohte, vor den Augen seiner Betreuer zu Tode. Und es ist nicht einsehbar, warum eine schnellere und weniger qualvolle Methode der Selbsttötung nicht toleriert werden sollte.

Ein Selbstmörder, der um jeden Preis sterben will, ist auf die Dauer ohnehin nicht auf-

zuhalten. 1995 biss sich der Berner Gynäkologe und Frauenmörder Marcel Walther in der Haft mit den Zähnen die Pulsadern auf. Wie hätte man ihn daran hindern sollen? Man kann nicht jeden Häftling ein Leben lang überwachen. Die monatlich 52 000 Franken, die der Kanton Aargau für die Totalbetreuung von Thomas N. ausgab, sind im Übrigen nicht einmal ein besonders hoher Betrag. Die Verlegung in den Sicherheitstrakt einer forensischen Klinik (1700 Franken pro Tag) hätte sicher nicht weniger gekostet.

Es gibt einen weiteren, praktischen Grund, warum Thomas N. nicht sterben darf – zumindest noch nicht: Seine Aussagen bilden ein Element zur Klärung des Falles. Wie aus polizeinahen Kreisen zu vernehmen ist, hat er zwar ein umfangreiches Geständnis abgelegt, und er soll sich auch sonst sehr gesprächig zeigen. Doch die Ermittlungen, namentlich die forensisch-psychiatrische Begutachtung des Angeschuldigten, sind noch nicht abgeschlossen. Und über das Verfahren befinden weder Thomas N. noch die Angehörigen seiner Opfer, das ist allein Sache der Justiz. Gerade in diesem Fall besteht ein eminentes öffentliches Interesse an einer sauberen Klärung.

Vieles an diesem Fall erscheint nach wie vor rätselhaft, passt nicht in bekannte Raster. Gemäss den Angaben der Staatsanwaltschaft ist Thomas N. nicht vorbestraft, er führte bis zur Tat ein völlig unauffälliges Leben als Student und Fussballtrainer. Doch die extreme Kaltblütigkeit und Brutalität, die er beim offenbar sorgfältig geplanten Blutbad an den Tag legte, steht in einem grellen Kontrast dazu. Nach dem Massaker führte er angeblich seine Hunde regelmässig am Tatort vorbei spazieren, der nur wenige hundert Meter von seinem eigenen Wohnsitz entfernt liegt. Eine derartige Unverfrorenheit passt schlecht zu einem Novizen.

Triebmörder seines Schlages haben in aller Regel eine Vorgeschichte. Sie starten nicht aus dem Nichts von null auf hundert, sondern tasten sich allmählich an die Verbrechen und Abgründe in ihrer Seele heran. Oft sind das kleinere, scheinbar sinnlose Delikte und Grenzüberschreitungen, unscheinbare Ankündigungen, deren Wesen erst im Nachhinein begreiflich wird. Es ist aber auch denkbar, dass Thomas N. schon früher getötet hat. Immerhin liess er die Fahnder beim Vierfachmord von Rapperswil monatelang im Dunkeln tappen. ○



# Geschändete Kapelle

Beschädigte Bilder, zerstörte Statuen – im Kanton Zug haben Unbekannte in einem Gotteshaus gewütet. Für die Anwohner ist klar: Die Täter kamen aus dem nahen Asylzentrum. Dessen Bewohner sind in letzter Zeit immer wieder durch Diebstähle und aggressives Verhalten aufgefallen. *Von Alex Reichmuth*

In anderen europäischen Ländern sind Angriffe von Muslimen auf Christen und deren religiöse Symbole keine Seltenheit: Aktenkundig sind viele Überfälle islamischer Asylbewerber auf christliche Mitbewohner in deutschen Unterkünften. So sind vor kurzem in einer Zeltstadt bei Bielefeld vierzehn christliche Iraner mit dem Tod bedroht worden, falls sie nicht zum Islam konvertierten. Ein besonders schreckliches Verbrechen war im letzten Juli in Nordfrankreich die brutale Ermordung eines Priesters während des Gottesdienstes durch zwei Islamisten. Auch Vandalenakte aus mutmasslich religiöser Motivation kommen vor. So hat ein Asylbewerber vor zwei Jahren im Wiener Stephansdom Statuen umgestossen und zerstört.

Auch die Schweiz verzeichnet nun den Fall einer Attacke auf eine religiöse Stätte. Der Angriff ereignete sich vor einigen Tagen im beschaulichen zugerischen Menzingen. Dort haben Unbekannte in der Stockacher-Kapelle gewütet. Der oder die Täter drangen am Abend in das kleine Gotteshaus unweit des Dorfsentrums ein. Sie beschädigten Bilder, stiessen Statuen um und warfen Mobiliar herum.

Die Kapelle steht am Strässchen, das von Menzingen zur Truppenunterkunft Gubel führt. Diese wurde vor anderthalb Jahren zu einem Bundesasylzentrum mit bis zu 168 Bewohnern umfunktioniert. Die Asylbewerber – viele von ihnen aus muslimischen Ländern – benutzen das Strässchen täglich, um zu Fuss ins Dorfszentrum zu kommen. Offiziell sind die Verantwortlichen des Vandalenaktes unbekannt. «Wir haben derzeit keine Hinweise auf die Täterschaft», schreibt die Zuger Polizei. Anwohner haben aber an jenem Abend zwei Bewohner des Asylzentrums im Gebiet beobachtet, kurz bevor die Schäden festgestellt worden sind. Fast zur gleichen Zeit wurden unweit der Kapelle Weidezäune zu Boden gerissen.

## Mitten in der Nacht unterwegs

Eigentlich dürfen sich die Asylbewerber nur bis 17 Uhr ausserhalb des Zentrums Gubel aufhalten. Gemäss Beobachtern kann das Securitas-Personal, das für Ordnung sorgen sollte, diese Regel aber nicht durchsetzen. «Die Ausgangszeiten werden nicht beachtet», sagt ein Bauer, dessen Hof nahe der Unterkunft liegt.



Attacke: Verwüstungen in Menzingen.

«Ich sehe regelmässig Asylanten mitten in der Nacht. Oft sind sie betrunken.»

In den letzten Monaten haben Bewohner des Asylzentrums mit Schlägereien und Diebstählen für Schlagzeilen gesorgt. Im April gingen alkoholisierte Bewohner aufeinander los. Zudem stahlen Asylanten in einem Laden Wein. Aus einem Auto wurde eine Kamera entwendet. Auch betätigten Bewohner unnötig den Brandalarmknopf im Zentrum, worauf die Feuerwehr mehrmals – trotz falschen Alarms – auszurücken hatte.

Der Bund verlegte danach einige Bewohner in andere Unterkünfte. Geholfen hat es offenbar wenig. Anfang September führte die Polizei im Zentrum Gubel eine mehrstündige Hausdurchsuchung durch. Grund dafür sei der Verdacht gewesen, «dass die Bewohner [...] im Besitz von Kleidern, Bargeld oder Gegenständen sind, die aus deliktischen Handlungen stammen könnten», schrieb die Polizei damals. Gefunden hat man bei der Kontrolle zwar nichts. Kurze Zeit später wurde aber im

Kantonshauptort Zug ein Bewohner des Zentrums in einem Laden des Diebstahls überführt. Auch letzte Woche, nach dem Vorfall in der Kapelle, musste die Polizei ausrücken, diesmal «zur Unterstützung des Sicherheitsdienstes [...], weil es Spannungen unter den Bewohnern gab».

Benachbarte Bauern stören sich daran, dass Asylbewerber regelmässig Abfälle auf Weiden und im Wald hinterlassen. «Da liegen Lebensmittel, Bierdosen und sogar halbvolle Whiskyflaschen herum», sagt einer von ihnen. «Ich frage mich, woher diese Leute die Mittel haben, um so sorglos mit teuren Spirituosen umzugehen.» Aktenkundig ist, dass mehrere Kühe notgeschlachtet werden mussten, nachdem sie Aludosen verschluckt hatten, die auf die Weide geworfen worden waren.

## «Fürchtet euch nicht»

Schon lange vor der Umwandlung der Truppenunterkunft Gubel in ein Bundesasylzentrum gab es Widerstand gegen entsprechende Pläne. 2012 wehrten sich Anwohner mit einer Heuballen-Aktion («Asylanten Gubel nie»). In den lokalen Medien wurden solche Aktionen als «Angstmache» bezeichnet. Als die Umnutzung dann beschlossen war, versprach der Bund, im Gubel vor allem Frauen und Familien unterzubringen. «Fürchtet euch nicht», wurde der lokalen Bevölkerung an einer Infoveranstaltung wörtlich gesagt. Gegenwärtig sind von 112 Bewohnern 71 Männer.

Bekannt ist, dass die Polizei im ersten Betriebsjahr, von Mai 2015 bis April 2016, 55 Einsätze im Zusammenhang mit Bewohnern des Zentrums Gubel geleistet hat. Es habe sich «vorwiegend um Unterstützungseinsätze des Sicherheitsdienstes wegen Spannungen und teilweise auch wegen Ladendiebstählen gehandelt», so die Polizei. Aufgrund eines Vorstosses im Parlament publizierte der Kanton im August die Liste aller 55 Einsätze. Sie zeigt, dass 34 Einsätze in den letzten beiden Monaten stattfanden, als das Zentrum voll besetzt war. Im März und April musste die Polizei unter anderem zwölfmal wegen Diebstahls ausrücken. Ausserdem fand schon im April eine Hausdurchsuchung statt. Wie oft die Polizei seit dem letzten Mai wegen des Zentrums Gubel zu einem Einsatz fahren musste, sagt sie nicht. ○



IS-Propaganda: Twitter-Bild von Advi S.

# Extremisten missbrauchen Sozialstaat

Praktisch alle islamistischen Terroristen und Terrorhelfer, die in den letzten Jahren in der Schweiz verurteilt wurden, waren Sozialhilfebezüger.

Von Kurt Pelda

Advi S. ist 34 Jahre alt und sunnitischer Muslim mit Wurzeln auf dem Balkan. Fast sein ganzes Leben hat er in der Nordwestschweiz verbracht. Heute präsentiert er sich in den sozialen Medien als knallharter Anhänger der Terrororganisation Islamischer Staat (IS). Ein Hauptpfeiler der IS-Ideologie ist der Hass auf Schiiten. Advi S. macht deshalb den schiitischen Iran und die Schiiten im Allgemeinen für das Unglück verantwortlich, das über seine sunnitischen Glaubensbrüder im Irak und in Syrien gekommen ist. Schiiten bezeichnet er als «Dreckschweine», «Kindermörder» und «motherfuckers».

Sein Titelbild auf Twitter zeigt zwei Uniformierte, einer ist verummmt, der andere hat gerade ein amerikanisches Scharfschützengewehr auf ein unsichtbares Ziel angelegt. In der rechten oberen Ecke prangt die schwarze IS-Flagge. Auf Facebook lädt Advi S. ein schummriges Foto hoch, auf dem ein Mann zu sehen ist, der an einem Tisch sitzt und gerade einen Handgranatenzünder mit Klebband umwickelt. Vor ihm liegt ein Sprengstoffgürtel, gefüllt mit TNT und Stahlkugeln. Im Irak und in Syrien werden solche Bauchgürtel jeweils mit Sprengschnur an einen Handgranatenzünder angeschlossen. Wer ihn auslöst, hat noch ein paar wenige Sekunden, um über sein Leben nachzudenken. Advi S. scheint das zu gefallen.

## Perverse Umverteilung

Die Behörden kennen Advi S. gut, und man muss annehmen, dass der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) ein Auge auf ihn geworfen hat. Der Mann ist Sozialhilfeempfänger, aber nicht nur das. Er droht dem Staat. So soll er



Online-Dschihadist: Karwan T.

einem Behördenmitglied gesagt haben, er werde sich entweder dem IS anschliessen oder aber einen Anschlag verüben. Es ist nicht ganz klar, ob Advi S. das ernst meint, ob er geisteskrank oder vielleicht bloss ein Angeber ist. Aber das Facebook-Foto mit dem Sprengstoffgürtel sollte eigentlich alle Alarmglocken schrillen lassen. Der Mann ist ein Fall für die Justiz oder für die Psychiatrie. Trotzdem lebt er weiterhin unbehelligt von der Sozialhilfe. Bis heute haben die Steuerzahler mehr als 170 000 Franken via Sozialamt an den IS-Sympathisanten umverteilt.

Dass islamistische Extremisten und Terroristen dem Sozialstaat auf der Tasche liegen, hat in der Schweiz eine gewisse Tradition. So kam der tunesische Islamist Moez Garsallaoui 1995 als Bootsflüchtling via Lampedusa nach Italien

und dann zwei Jahre später in die Schweiz. Als politisch Verfolgter erhielt er Asyl. Eine Zeitlang arbeitete er auf dem Bau, doch dann erlitt er 2003 einen Arbeitsunfall, bei dem seine Wirbelsäule beschädigt wurde. Daraufhin war er angeblich arbeitsunfähig. Zu Hause setzte er sich deshalb vor den Computer und verlegte sich auf Internetpropaganda zugunsten von al-Qaida. Garsallaoui lebte im freiburgischen Düringen von einer Suva-Rente und von Sozialhilfe. 2007 wurde er wegen Unterstützung einer kriminellen Organisation und Aufruf zur Gewalt zu achtzehn Monaten Gefängnis bedingt und sechs Monaten unbedingt verurteilt. Weil er sich aber noch rechtzeitig ins afghanisch-pakistanische Grenzgebiet absetzte, blieb ihm das Schweizer Gefängnis erspart.

## Milde Haftstrafe

An seinem neuen Wohnort schien der Rücken den ehemaligen Suva-Rentner plötzlich nicht mehr so zu plagen wie in Düringen. Jedenfalls liess er sich ablichten, wie er ein rückstossfreies Geschütz von der Schulter aus abfeuert. Und gegenüber seiner Frau brüstete er sich im Chat, er habe an einem einzigen Tag in Afghanistan fünf Amerikaner getötet. Weil die Amerikaner mit ihren Drohnen einen Al-Qaida-Anführer nach dem anderen pulverisierten, machte der unscheinbare Dschihadist aus Düringen rasch Karriere – bis hin zum operationellen Chef der Terrororganisation. 2012 wurde er dann selber Opfer einer Drohnenattacke.

Nicht ganz so dramatisch verlief die Laufbahn des irakischen Kurden Karwan T. Er kam 1998 in die Schweiz und erschlich sich mit falschen An-



gaben und Dokumenten Asyl. Ausserdem gelang es ihm, seine Frau und seinen Bruder nachzuziehen. Später warf ihm die Justiz vor, seine Frau in die Schweiz geholt zu haben, um noch mehr Sozialhilfe beziehen zu können. Weil er so nicht arbeiten musste und viel Zeit hatte, betätigte sich Karwan T. als Online-Dschihadist und verbreitete verbotene Propaganda für eine Vorläuferorganisation des IS im Irak. Bis zu seiner Verurteilung durch das Bundesstrafgericht 2014 griff das Sozialamt Karwan T. mit schätzungsweise 450 000 Franken unter die Arme. Wegen Unterstützung einer kriminellen Organisation und Urkundenfälschung erhielt Karwan T. am Ende eine milde Haftstrafe von drei Jahren und drei Monaten. Das Bundesstrafgericht monierte damals, dass das Verhalten von Karwan T. echte Verfolgung in Misskredit bringen könne. Sein Bruder, der ebenfalls zeitweise Sozialhilfe bezogen hatte, wurde zu einer bedingten Gefängnisstrafe verurteilt.

Ganz ähnlich verlief die Geschichte der IS-Terrorzelle in Schaffhausen und Baden. Das irakische Trio, darunter der Rollstuhlfahrer Osamah M., wurde 2014 verhaftet und 2016 in erster Instanz vom Bundesstrafgericht zu Gefängnisstrafen verurteilt. Osamah M., der Kopf der Zelle, wurde nicht nur mehrfach auf Kosten der Allgemeinheit im Paraplegikerzentrum in Nottwil operiert, sondern bezog in Schaffhausen auch Sozialhilfe und Hilflosenentschädigung. Wenige Wochen vor seiner Verhaftung überwies ihm Pro Infirmis noch 579 Franken für Winterkleider. Der Terrorist Osamah M. missbrauchte das Gastrecht und die Hilfsbereitschaft des Sozialstaats aufs grösste.

Von einem regelrechten Abzocker kann man im Fall von Wesam A. sprechen, einem Komplizen von Osamah M., der sich unter anderem als Schlepper einen Namen gemacht hat. Er wurde als Terrorhelfer rechtskräftig verurteilt und ist inzwischen nach Verbüsung seiner Haftstrafe wieder auf freiem Fuss. An seinem Wohnort im aargauischen Städtchen Baden sind die Sozialleistungen zu seinen Gunsten inzwischen The-



**Hilflosenentschädigung:** Osamah M.

ma einer Eingabe beim Einwohnerrat. Doch der Terrorhelfer hat nicht nur in Baden Sozialhilfe, Kranken- und Unfalltaggeld sowie Arbeitslosenentschädigung bezogen.

### Tolle Autos, schmucke Wohnung

Bei weitem am wenigsten erhielt Wesam A. in der Zürcher Vorortsgemeinde Schlieren. In Winterthur dagegen, wo er zuvor gelebt hatte, bestritt das Sozialamt nicht nur seinen Lebensunterhalt, sondern leistete auch Beiträge an ein Fitnessabonnement, bezahlte Dentalhygiene, Stipendien, Schulgeld und Bücher. Hinzu kamen noch Beiträge an ein Generalabonnement und die Verbilligung der Krankenkassenbeiträge. Sogar die Unterhaltsbeiträge für die Tochter von Wesam A. wurden selbstverständlich übernommen. Zählt man die gesamten Leistungen des Sozialstaats und diverser Versicherungen zugunsten von Wesam A. zusammen, kommt man auf einen geschätzten Wert von mindestens 280 000 Franken für die gesamte Zeit, die der Terrorhelfer in der Schweiz verbrachte. Der Einzige des irakischen Terror-Trios, der keine Sozialhilfe erhielt, war Mohammed O. Er sitzt nach wie vor im Gefängnis. Weil er sich vor seiner Verhaftung illegal in der Schweiz aufhielt, konnte er nicht die hohle Hand machen.

Gerade die Winterthurer Behörden sind sich inzwischen bewusst, dass sie ein ausgeprägtes Problem mit islamistischen Extremisten haben. So fällt auf, dass ein Winterthurer Syrienrückkehrer und IS-Sympathisant, der sich derzeit in Untersuchungshaft befindet, während mindestens zweier Jahre der Steuerbehörde ein Einkommen von null meldete, obwohl er als Selbständiger mit Autopneus und dergleichen Handel trieb, tolle Autos fuhr und in einer schmucken Wohnung lebte. Einer der Imame der berühmten Winterthurer An-Nur-Moschee, der Libyer Atia E., kam in den Jahren 2011 bis und mit 2014 auf ein gesamtes steuerbares Einkommen von – man rate – genau null. Dabei lebt der Mann in einem Reihenhaus, das seiner Schwiegermutter gehört, und er fährt Autos,

die ebenfalls seiner Schwiegermutter gehören. Gelegentlich reist er zurück in sein Geburtsland Libyen, wo er 2012 als Anführer einer islamistischen Miliz bei einer Schiesserei am Bein schwer verwundet wurde. Woher hat Atia E. bloss all das Geld, wenn er doch über gar kein steuerbares Einkommen verfügt? Und warum muss das Sozialamt seine Zweitfrau und die gemeinsamen Kinder unterstützen?

Die Behörden lassen sich von den Islamisten offenbar zum Narren halten. Das gilt auch für die Stadt Bern, wo der Pressesprecher des selbsternannten Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) während Jahren kaum Steuern zahlte, obwohl er ständig in der Business-Class um die Welt jettet. Ein abschreckendes Beispiel ist zudem der Betreiber von Radio Dawa in Liestal, Nergim B. Dawa bedeutet so viel wie Missionierung auf Arabisch, und Radio Dawa verbreitet salafistische Inhalte, vor allem auf Albanisch, und macht Werbung für Vorträge in der ebenfalls berühmten Basler König-Faysal-Moschee. Bevor das Gesetz terroristische Propaganda explizit unter Strafe stellte, waren auf der Website von Radio Dawa auch Videos mit IS-Flaggen zu sehen. Nergim B. geht inzwischen zwar wieder einer Arbeit nach, doch liess er sich lange Zeit vom Sozialamt aushalten. Die gesamte bezogene Sozialhilfe beläuft sich auf mehr als 180 000 Franken. ○



**Suva-Rente:** Moez Garsallaoui.

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)  
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum 

Antworttalon

WK-PT-VVV-CHde

**Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.**

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.  
 Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Mobilität

## Hände weg von den Pendlerabzügen

Eine Überbesteuerung des Arbeitsverkehrs trifft die Falschen. Sie führt zu negativen Wirkungen auf die Leistungsbereitschaft und die Beweglichkeit der Arbeitskräfte.

Von Reiner Eichenberger

Zurzeit wird in Zürich und in vielen weiteren Kantonen diskutiert, ob bei den Kantons- und Gemeindesteuern der Pendlerabzug auf 3000 Franken limitiert werden soll, so wie es auf Bundesebene und in manch anderen Kantonen bereits geschehen ist. Aus ökonomischer Sicht kann man nur eines raten: «Stopp, sofort aufhören!» Die Begrenzung des Pendlerabzugs ist völlig verfehlt.

Auf Bundesebene gilt die Begrenzung des Pendlerabzugs aufgrund der 2014 vom Volk angenommenen Vorlage «Finanzierung und Ausbau der Bahninfrastruktur» (Fabi). Im damaligen Abstimmungskampf frohlockte der Bundesrat, nur gut 20 Prozent der Steuerpflichtigen seien betroffen. Doch die Mehrheit der Steuerpflichtigen zahlt keine Bundessteuern oder arbeitet nicht. In Wahrheit werden also über die Hälfte der arbeitenden Steuerzahler und die grosse Mehrheit der Gutverdienenden teils massiv höher belastet.

Besonders betroffen sind die Autopendler. So zahlt ein gutverdienender, hart arbeitender Pendler aus einem Kanton, der die Bundesregel übernimmt, bei einem Arbeitsweg von 100 Kilometern gut 12 000 Franken mehr Steuern! Erklärung: Seine bisherigen Pendlerabzüge waren 2 mal 100 Kilometer mal 240 Arbeitstage mal 0,7 Franken Kilometerkosten, also 33 600 Franken und somit 30 600 Franken mehr, als er mit der neuen Regel abziehen kann. Bei einem Grenzsteuersatz von 40 Prozent gibt das 12 240 Franken mehr Steuern. Auch bei kürzeren Arbeitswegen bleiben die Steuererhöhungen massiv. Bei 50 Kilometern resultieren 5520 Franken und bei 20 Kilometern immer noch 1488 Franken Steuererhöhung.

### Schwächung des Arbeitsmarkts

Gemäss moderner Steuerlehre ist die neue Steuerregel mit der Begrenzung des Pendlerabzugs falsch. Besteuert werden sollte nicht das Bruttoeinkommen, sondern das Nettoeinkommen, nach Abzug der für die Einkommenserzielung aufgewendeten Kosten, insbesondere auch der Wegkosten. Alles andere bringt eine Überbesteuerung der Arbeit mit stark negativen Wirkungen auf die Leistungsbereitschaft und die räumliche Flexibilität der Arbeitskräfte und damit den Arbeitsmarkt. Ein vereinfachtes Beispiel macht das klar: Jemand verdiene jährlich brutto 100 000 Geldeinheiten, wende dafür

50 000 Einheiten an Pendlerkosten auf und habe eine Einkommenssteuer von 50 Prozent zu bezahlen. Die gesellschaftliche Wertschöpfung seiner Arbeit beträgt also 50 000 Geldeinheiten (Bruttolohn minus entstandene Kosten) und entspricht seinem Nettolohn. Wenn die Steuer auf dem Bruttoeinkommen erhoben wird, bleiben ihm nach Pendlerkosten und Steuern null Franken. Also wird er garantiert nicht arbeiten, und der Staat hat keine Einnahmen. Wenn aber die Steuer auf dem Nettolohn erhoben wird, bleiben ihm nach Pendlerkosten und Steuern



Bedrohte Familien.

noch 25 000 Geldeinheiten, und der Staat erhält 25 000. Das Beispiel zeigt den grundsätzlichen Mechanismus: Eine Besteuerung des Bruttoeinkommens führt in der Realität zu absurd hohen Steuersätzen auf der tatsächlichen Wertschöpfung und deshalb zu volkswirtschaftlich höchst schädlichen leistungsmindernden Anreizen. Die Absurdität der neuen Steuerregel zeigt sich auch darin, dass kaum ein Mensch auf die Idee käme, bei Unternehmungen neu die Bruttoeinkommen (die Umsätze) statt wie bisher die Nettoeinkommen (die Gewinne aus Umsätzen minus Kosten) mit der Ertragssteuer zu belegen.

Das stereotyp vorgebrachte Argument, die neue Regel kompensiere die Tatsache, dass die Verkehrsteilnehmer heute nicht voll für die von ihnen verursachten Umweltkosten aufkommen, ist schlicht falsch. Die Beschränkung des Abzugs bewirkt für gute Steuerzahler eine zusätzliche Steuerbelastung von rund 30 Rappen pro gefahrenem Kilometer. Die nicht gedeckten Umweltkosten betragen aber gemäss den neuesten Schätzungen der bekanntlich nicht gerade autofreundlichen Bundesämter weniger als 10 Rappen pro Fahrzeugkilometer. Die neue Regel bringt also eine vielfache Überbesteuerung des Arbeitsverkehrs. Zudem belastet die neue Regel nur den Arbeitsverkehr, nicht aber den fast doppelt so grossen Freizeitverkehr.

### Besonders teuer

Schliesslich ist die Lastenverteilung mehr als problematisch: Besonders stark betroffen sind diejenigen, die nicht leicht in die Nähe des Arbeitsorts ziehen können, also Familien, Doppelverdienerhaushalte mit unterschiedlichen Arbeitsorten sowie mit ihrem Wohnort stark verbundene Menschen. Besonders teuer wird es für diejenigen, die schon hohe Steuern zahlen, etwa weil sie an Orten mit hohen Steuern leben, viel arbeiten, gut verdienen oder wenig andere Abzüge machen können. Kurz: Es gibt einfach keine vernünftige Begründung für die Beschränkung des Pendlerabzugs.

Was aber wäre ökonomisch und ökologisch richtig? Die Verkehrsbenuerter sollten sowohl die finanziellen Kosten als auch die Umwelt-, Lärm- und Unfallkosten des von ihnen genutzten Verkehrsträgers selbst und vollständig tragen. Die sich daraus ergebenden richtigen Pendlerkosten müssten dann aber weiterhin voll abzugsfähig sein. Da die bisher in den meisten Kantonen zugelassenen Abzüge von 70 Rappen pro Fahrzeugkilometer wohl über den wahren Kosten von Langdistanzpendlern liegen, selbst wenn diese die knapp 10 Rappen Umweltschäden noch voll bezahlen müssten, wäre eine leichte Senkung des Abzugs pro Fahrzeugkilometer für Langdistanzpendler angezeigt.

Reiner Eichenberger ist Ökonom und Professor für Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg und Forschungsdirektor von CREMA (Center for Research in Economics, Management and the Arts).



# Krisendiplomatie der Verzweiflung

Das Milliarden-Medienimperium der SRG ist in den letzten Monaten von allen Seiten unter Druck gekommen. Die uneinnehmbar geglaubte Bastion wankt. Immer weniger verfängt die Umarmungsstrategie von Roger de Weck. Muss er deshalb gehen? Von Florian Schwab

Generaldirektor Roger de Weck steht auf seinem Feldherrenhügel und sucht mit dem Fernrohr die Gegend ab. Was er sieht, behagt ihm nicht. War seine SRG noch vor Jahresfrist von Freunden umzingelt, hat sich das Bild inzwischen gewandelt. Die auf jährlich 1,2 Milliarden Franken Gebührengelder (plus 400 Millionen Franken Werbeeinnahmen) gebaute Trutzburg hat den Nimbus der Uneinnehmbarkeit verloren. Immer zahlreicher werden die skeptischen bis feindlichen Kräfte, die sich bereits an den inneren Verteidigungslinien zu schaffen machen.

Doch beginnen wir mit dem wenigen Freundlichen, das es durchs Fernrohr zu sehen gibt: Der *Blick*, der früher an vorderster Front gegen die allmächtige SRG anschrieb, hat die Seite gewechselt. In schöner Kadenz hatte das Sturmgeschütz des Ringier-Konzerns vor der Abstimmung zum Radio- und Fernsehgesetz im Juni letzten Jahres gegen die SRG gefeuert: «So schützt der Staat die SRG», donnerte es am 8. Januar 2015. «Im Kampf gegen die Privaten wurde die SRG zum mit Abstand grössten Medienunternehmen der Schweiz.» Einen Monat später wettete RTL-Gründer Helmut Thoma im Interview: «Service public gehört abgeschafft!» Am 17. Februar tadelte der *Blick*: «SRF macht Abstimmungs-Kampf für die Billag». Die «SRG-Chefs sahen ab», tadelte das Blatt einen Monat darauf. Die Reihe liesse sich fortsetzen.

## Milder Blick

Seitdem der Ringier-Konzern allerdings im August 2015 mit der SRG und der Swisscom den Werbevermarkter Admeira aus dem Boden gestampft hat, ist der *Blick* milde gestimmt. Zwar bemängelt das Boulevardblatt hie und da das Programm und kritisiert auch die Lobbying-Anstrengungen der SRG in eigener Sache. Aber solche Meldungen haben Seltenheitswert erlangt. Und so richtig ans Eingemachte, die Institution selbst, gehen sie auch nicht mehr.

Dafür hat die SRG überall sonst an Terrain verloren. Dass die zuständige Nationalratskommission Ende August Nachbesserungen am Service-public-Bericht des Bundesrates verlangt hat und dabei explizit die SRG ins Visier nimmt, ist ein epochemachendes Ereignis. Undenkbar vor einem Jahr. Die SRG-kritische «Aktion Medienfreiheit», die früher hauptsächlich



Nachbesserungen: SRG-Direktor de Weck.

aus Natalie Rickli (SVP) und Filippo Leutenegger (FDP) bestand, hat sich beträchtlich erweitert und ragt heute mit Exponenten wie Thomas Maier (Grünliberale) und Marco Romano (CVP) auch in die politische Mitte hinein. Mit dem freisinnigen Romand Philippe Nantermod aus dem Wallis und CVP-Mann Romano aus dem Tessin hat sie ihre Einflussphäre sogar ins Terrain der RTS und der RSI erweitert, welches bislang aufgrund seiner sprachminoritären Interessen als Nonvaleur für SRG-Kritiker

## Selbst wenn de Weck auf die Medienwissenschaften blickt, hat er kaum Grund zur Freude.

galt. Nach allem, was man hört, holt die Aussicht auf ein Essen mit dem SRG-Generaldirektor die meisten Parlamentarier nicht mehr hinter dem Ofen hervor. An dieser Tatsache vermag selbst die PR-Agentur Furrer Hugi wenig zu ändern, welche im Auftrag von SRG und Admeira die Reihen des Freisinns schliessen soll. Im Jahr 2015 betrug das Budget der SRG SSR für Lob-

bing 300 000 Franken. Admeira hält fest: «Über den Umfang geben wir keine Auskunft.»

Selbst wenn de Weck auf die Medienwissenschaften blickt, hat er kaum Grund zur Freude. Eben noch war das Fachgebiet von einem Grüppchen eingefleischter SRG-Freunde dominiert gewesen, die in immer neuer Verpackung die These darreichten, es brauche den Service public für die Medienqualität. In den letzten Monaten ist ein halbes Dutzend renommierter Studien entstanden, welche ein kritisches Licht auf den Staatskonzern werfen – wichtige Waffen im Kampf der Argumente. Der engagierteste akademische Kämpfer für die SRG, Professor Vinzenz Wyss, musste kürzlich in der *Aargauer Zeitung* eine Auflistung seiner mannigfaltigen Interessenbindungen in Bezug auf die SRG zur Kenntnis nehmen.

Die wichtigsten Ursachen für die Verschiebungen im Freund-Feind-Gefüge heissen Roger de Weck und Admeira. Roger de Weck, weil seine Umarmungsstrategie zunehmend befremdlich wirkt. Und Admeira, weil das «Joint Venture» für den Geltungsanspruch de Wecks steht. Bei jeder Gelegenheit verbreitet er seine Doktrin eines angeblichen Qualitätsjournalismus, der sich abseits der Marktkräfte auf Steuerzahlerkosten entfalten soll. Überschwänglich lädt er die privaten Medien zur Eingemeindung unter seiner Führung ein. Bis jetzt widerstehen die meisten dem Sirengesang. Mehr noch: Der Admeira-Zusammenschluss von SRG, Ringier und Swisscom hat den Widerspruchsgeist der Privaten befeuert. Das Bundesverwaltungsgericht hat diesen einen Etappensieg beschert, indem es das Bundesamt für Kommunikation angewiesen hat, die Teilnahme der SRG zu überprüfen. Es ist die Art von Nachrichten, die nicht einmal die grösste Verbündete von Roger de Weck, Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), lächelnd wegsteckt.

Die obersten SRG-Chefs im Verwaltungsrat sind nun offenbar bestrebt, die Angriffsflächen zu reduzieren. Glaubt man der *NZZ am Sonntag*, so soll der Generaldirektor, vor Ablauf seiner Zeit, durch den *gmögigen* Romand Gilles Marchand ersetzt werden. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion ohne öffentliche Ausschreibung. Für die Kritiker der SRG wäre die Abberufung ihres liebsten Gegners eine traurige Nachricht. ○



Wortführer der Nichtumsetzer: Nationalrat Fluri.



«Verträge sind zu halten»: alt Bundesrichter Nay.

## «Missbräuchlich und belastend»

Der Bundesrat weiss genau, wie die Masseneinwanderungsinitiative umzusetzen wäre. Er hat das Problem schon 2010 in einem Bericht abgehandelt. Wann kämpft er endlich für seine Rechtsauffassung?

Von Christoph Mörgeli

«Die Frage, ob eine Initiative umgesetzt werden soll oder nicht, ist nicht dem Ermessen der Behörden überlassen. Es wäre missbräuchlich und für den politischen Prozess belastend, eine Initiative zwar zur Abstimmung zu bringen, sie aber im Falle der Annahme nicht oder nur teilweise umzusetzen.» Diese monumental richtigen Sätze stammen von unserem Bundesrat. Er äusserte sich so dezidiert in seinem ausführlichen Bericht über das Verhältnis von Landesrecht und Völkerrecht vom 5. März 2010. Die Rechtskommission des Ständerats und die Staatspolitische Kommission des Nationalrats hatten zuvor vom Bundesrat Antworten auf die Frage verlangt, wie man künftig generell bei Rechtskonflikten und speziell mit völkerrechtlich «problematischen» Volksinitiativen umgehen solle.

### Wirkungslose Warnung

Genau ein solcher Missbrauch im Umgang mit einer Volksinitiative, vor dem die Landesregierung kategorisch gewarnt hat, ist jetzt durch die nationalrätliche Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative geschehen. Genau diese angemahnte Belastung des politischen Prozesses, letztlich die Zerstörung des staatspolitischen Vertrauens zwischen dem Souverän und seinen Behörden, hat die Grosse Kammer bewusst in Kauf genommen.

Bei der Minarettinitiative ebenso wie bei der Masseneinwanderungsinitiative waren sich

Initianten, Parlament und Bundesrat wohl bewusst, dass damit geltendes Völkerrecht verletzt wird. Dies konnten die Bürgerinnen und Bürger auch in der Abstimmungsweisung lesen. Bei der parlamentarischen Beratung der Masseneinwanderungsinitiative hat niemand – auch nicht Kurt Fluri als Wortführer der Nichtumsetzer – eine Voll- oder Teilungültigkeitserklärung der Initiative beantragt oder einen Gegenvorschlag ausgearbeitet. Volksinitiativen dürfen hierzulande das nicht zwingende Völkerrecht verletzen. Dazu hielt die Landesregierung 2010 wörtlich fest: «Wenn der Konflikt zwischen der neuen Verfassungsbestimmung und dem Völkerrecht nicht verhindert werden kann, geht nach Ansicht des Bundesrates die jüngere Verfassungsbestimmung vor.» Und er meinte glasklar: «Jeder Staat ist frei in der Art und Weise, wie er seine völkerrechtlichen Verpflichtungen erfüllt.»

Jetzt aber behauptet Nationalrat Fluri (FDP) rotzfrech: «Wichtige internationale Verträge sind höher zu gewichten als die eigene Verfassung.» Und alt Bundesrichter Giusep Nay (CVP) erklärt ebenso dreist: «Demnach hat das Freizügigkeitsabkommen als völkerrechtlicher Vertrag Vorrang vor der Zuwanderungsinitiative, denn Verträge sind zu halten.» Beide Juristen stützen sich auf ein skandalöses Urteil des Bundesgerichts vom 26. November 2015. Dabei setzt die Bundesverfassung in Artikel

190 – auch nach Meinung des Bundesrates – ausdrücklich fest, dass das Bundesgericht eigene Interessenabwägungen nicht vor die Abwägungen des Gesetzgebers, also von Parlament sowie Volk und Ständen, setzen darf.

### Nirgendwo Vorrang des Völkerrechts

Würde die Schweiz so verfahren, wie es das Bundesgericht vorschlägt, würde sie sich international nicht öffnen, sondern isolieren. Denn der Bundesrat schrieb 2010 in seinem Bericht: «In keinem Staat wird dem Völkerrecht uneingeschränkt der Vorrang vor dem Landesrecht eingeräumt.» Dazu lieferte er eine sorgfältige rechtsvergleichende Studie: In Deutschland etwa hat die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) grundsätzlich keinen Vorrang vor Bundesgesetzen; die allgemeinen Regeln des Völkerrechts stehen rangmässig nach dem Verfassungsrecht – das gilt sogar für das zwingende Völkerrecht. In Frankreich liest man diesbezüglich nichts in der Verfassung. Gemäss Verfassungsgericht und oberstem Verwaltungsgericht hat die französische Verfassung Vorrang vor völkerrechtlichen Verträgen. In Grossbritannien wurde das Schlüsselprinzip der Souveränität des Parlamentes bisher lediglich durch die EU-Mitgliedschaft eingeschränkt, indem die Gerichte das Europarecht durchsetzen konnten. Mit dem Brexit hat das Vereinigte König-



reich zur vollen Souveränität zurückgefunden. Schweden kennt wie die Schweiz keine Verfassungsgerichtsbarkeit; gemäss schwedischer Regierung geht die Verfassung «in jedem Fall dem Europarecht vor». Die Vereinigten Staaten schliesslich sind schon fast Weltmeister unter den Völkerrechtsverächtern. Gemäss Supreme Court entfaltet ein Urteil des Internationalen Gerichtshofes in den USA keinerlei unmittelbare Rechtswirkung. Die «Selbstbezogenheit der amerikanischen Rechtsordnung» geht gemäss bundesrätlicher Einschätzung so weit, dass die US-Verfassung in keiner Weise durch internationales Recht «ergänzt, verändert oder eingeschränkt» wird.

Und wie hält es die Schweiz? Der Bundesrat sagt es so: «Wenn in einem Konfliktfall zwischen Völkerrecht und Landesrecht verfassungsrechtliche Grundprinzipien oder Kerngehalte der Bundesverfassung tangiert sind, so gehen diese nach Auffassung des Bundesrates stets vor.»

### Unabhängigkeit ist zwingendes Völkerrecht

Richtig ist, dass das schweizerische Initiativrecht nicht gegen das zwingende Völkerrecht verstossen darf. Interessanterweise gehören zum zwingenden Völkerrecht (*ius cogens*) nicht nur das Verbot von Völkermord, Folter oder Sklaverei, sondern ausdrücklich auch die Erhaltung der politischen Unabhängigkeit (Interventionsverbot). Diese ist also gemeinsam mit der Erhaltung der Rechte des Volkes nicht nur im Zweckartikel der Bundesverfassung enthalten – weshalb die Herren Fluri, Nay und die Mehrheit des heutigen Nationalrats als Verfassungsbrecher bezeichnet werden müssen –, die Unabhängigkeit unseres Landes ist sogar zwingendes Völkerrecht und dürfte darum auch bei einer Total- oder Teilrevision der Bundesverfassung nicht angetastet werden. Felix E. Müller hat in der *NZZ am Sonntag* darauf hingewiesen, dass die Uno-Charta die Gleichheit der Staaten und damit die Schweizer Souveränität völkerrechtlich schützt und dass darum Brüssels Powerplay vor der ständerätlichen Entscheidungsfindung über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative illegal ist.

Wenn heute Richter und Politiker behaupten, der Artikel 5 der Bundesverfassung («Bund und Kantone beachten das Völkerrecht») heisse, das Völkerrecht sei dem Landesrecht übergeordnet, verletzen sie das Gebot von Treu und Glauben. Denn der relativierende Begriff «beachten» wurde nach intensiven Beratungen innerhalb der Verfassungskommission sehr bewusst gewählt. In der Botschaft von 1996 zur nachgeführten Bundesverfassung räumte der Bundesrat ein, dass das Verhältnis zwischen Landesrecht und Völkerrecht «politisch beladen» sei. Darum sei «bewusst darauf verzichtet worden, die Streitfrage betreffend das Verhältnis von Völkerrecht zu Landesrecht im Rahmen der Nachführung zu klären». Jedermann war sich damals

klar: Hätte die neue Bundesverfassung gemäss Vorschlag von Professor Walter Kälin festgeschrieben: «Völkerrecht bricht Landesrecht», wäre sie vom Souverän niemals akzeptiert worden. Auch 2010 bekräftigte der Bundesrat, aus «Bund und Kantone beachten das Völkerrecht» dürfe «nicht abgeleitet werden, dass das Völkerrecht stets Vorrang genieße».

### Direkte Demokratie als Menschenrecht

Seit 1973 hielt sich das Bundesgericht in der Regel an die Schubert-Praxis, wonach sich das höchste Gericht wegen der Gewaltenteilung bei bewusster Abweichung des Gesetzgebers von völkerrechtlichen Bestimmungen diesem Entscheid beugte. Das Völkerrecht hat zurückzutreten, wenn sich der Gesetzgeber ausdrücklich darüber hinwegsetzt. Wenn insbesondere wegen der Europäischen Menschenrechtskonvention Ausnahmen gemacht wurden, war dies gemäss bundesrätlicher Einschätzung von 2010 demokratiepolitisch problematisch: Die sich dynamisch entwickelnde und immer weiter ausgreifende EMRK war nicht einmal referendumspflichtig und wurde Volk und Ständen nie vorgelegt. Vom neueren Völkerrecht sind nicht mehr nur Staaten betroffen, sondern zu-

### Die direktdemokratischen Mitbestimmungsrechte haben den Rang von Menschenrecht.

nehmend die Einzelnen, die Individuen, etwa bei den Menschenrechten, dem humanitären Völkerrecht oder dem Völkerstrafrecht. Dabei darf nicht vergessen werden: In der Schweizer Rechtsordnung haben auch die direktdemokratischen Mitbestimmungsrechte – übrigens ausdrücklich auch in der Aussenpolitik – den Rang von verfassungsmässig garantiertem Menschenrecht.

Die Schweiz hat etwa 3000 völkerrechtliche («bilaterale») Verträge abgeschlossen, die meisten mit Nachbarstaaten und der EU. Diese sind grundsätzlich einzuhalten (*pacta sunt servanda*), doch im Falle eines Notstandes neu zu verhandeln und gegebenenfalls zu kündigen. Ein solcher Notstand war bei Annahme der Masseneinwanderungsinitiative zweifellos gegeben. Gemäss Bundesrat sind Volksinitiativen, die nicht gegen zwingendes Völkerrecht verstossen, gültig. Punkt. Deren Annahme durch Volk und Stände verstand der Bundesrat 2010 als «Auftrag zur Kündigung der entgegenstehenden internationalen Verpflichtungen». Auch bei der Masseneinwanderungsinitiative und bei der Personenfreizügigkeit gelten: «Lex posterior derogat legi priori» – «Das jüngere Gesetz hebt das ältere Gesetz auf». Und: «In dubio pro populo» – «Im Zweifel für das Volk». Anno 2010 hat der Bundesrat noch Klartext gesprochen. Heute hört man von ihm nichts als Schweigen. ○

## Und die Basler?

### Das grosse Buhlen der Regionen um einen Bundesratsitz.

Von Alex Reichmuth

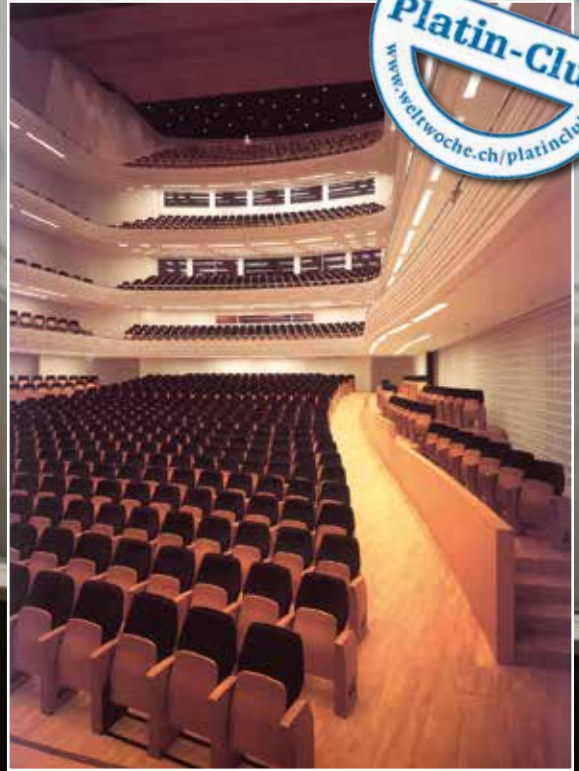
In der Ostschweiz ist man sauer. Seit 2010 sei die Region nicht mehr im Bundesrat vertreten, schimpften deren Vertreter an der St. Galler Landwirtschaftsmesse Olma. Darum habe man Anspruch auf den nächsten freien Sitz in der Landesregierung. Die Zentralschweiz fühlt sich ebenso übergangen. Ihr letzter Bundesrat war Kaspar Villiger (FDP), Rücktritt 2003. Die Tessiner sehen ihren Vertretungsanspruch als Sprachregion schon lange missachtet. Flavio Cotti (CVP) zog sich 1999 zurück.

Eine Region aber bleibt bei diesem Buhlen stumm: die Region Basel – immerhin der zweitwichtigste Wirtschaftsstandort. Und das, obwohl die Kantone Basel-Stadt und Baselland seit sage und schreibe 43 Jahren keinen Bundesrat mehr hatten. 1973 trat der legendäre Hans-Peter Tschudi (SP) zurück. So rasch wird sich am Basler Vakuum nichts ändern, denn bundesratstaugliche Figuren aus dieser Region fehlen. Es gibt keine aufstrebenden Politiker aus Basel, die national für Furore sorgen. Der Aargau hat den kecken Cédric Wermuth (SP), Zürich die forsche Natalie Rickli (SVP) und St. Gallen den ehrgeizigen Marcel Dobler (FDP). Basel aber hat nur alte Kämpen wie Anita Fetz (SP) und Claude Janiak (SP), die seit gefühlten hundert Jahren in Bern sitzen. Und da gibt es noch Sibel Arslan (Basta). Sie hat sich schon beim ersten Redeauftritt im Nationalrat rhetorisch disqualifiziert, als sie den Begriff «Zivilgesellschaft» definieren wollte.

### Wie die Made im Speck

In Basel aber scheint es keinen zu stören, im Bundesrat so krass untervertreten zu sein. Fett und träge dümpelt die Politik in der RheinStadt vor sich hin. Der Basler Sicherheitsdirektor Baschi Dürr sitzt derzeit einen Skandal um privat genutzte Dienstfahrzeuge im Polizeikader aus – in aller Gelassenheit. Der FDP-Regierungsrat weiss, wie er zugab, seit Jahren vom ungesetzlichen Zustand in seinem Departement. Angst, dass ihm das bei den kantonalen Wahlen am nächsten Wochenende schadet, hat er offenbar keine. Im Gegenteil: Dürr will sogar zum Stadtpräsidenten gewählt werden.

Basel ist darum politisch so lahm, weil die Stadt wirtschaftlich so dynamisch ist. Die Pharmariesen Roche und Novartis sorgen für stets prall gefüllte Staatskassen. Kein Politiker muss sich also anstrengen und um Macht und Einfluss für die Region kämpfen. Man sitzt wie die Made im Speck – und kann sich eine wurstige Wischi-Baschi-Politik leisten.



Regula Mühlemann im KKL Luzern:

# Rossini in den höchsten Tönen

Erleben Sie die Luzerner Star-Sopranistin Regula Mühlemann am 12. November im «Stabat Mater» von Gioacchino Rossini. Mit Violetta Radomirska (Mezzosopran), Jörg Dürmüller (Tenor) und Marc-Olivier Oetterli (Bass) geben sich weitere Top-Solisten die Ehre, begleitet von der Philharmonie Baden-Baden und dem Chor des Theaters Biel Solothurn.

Nach seinem Abschied von der Opernbühne 1829 komponierte Gioacchino Rossini (1792–1868) nur noch Kammer- und Kirchenmusik. Als Höhepunkt gilt das «Stabat Mater», das zwischen 1831 und 1841 entstand. Das geistliche Meisterwerk war schon bei der Uraufführung am 7. Januar 1842 in Paris ein sensationeller Erfolg. «Die Begeisterung kann unmöglich beschrieben werden», berichtete der Komponist Gaetano Donizetti, während der Dichter Heinrich Heine «die ungekünstelte und ursprüngliche Religiosität» lobte. Trotz dem ungeheuren Martyrium sei in Rossinis Version noch Anmut zu spüren.

Regula Mühlemann hat just ihre Debüt-CD unter dem Label Sony Classical präsentiert. Die Kritiker sind voll des Lobes, ja gar «regelrecht

verzaubert vom Silberglocken-Sopran Regula Mühlemanns» (*Die Welt*).

Mit ihrem Auftritt in Rossinis «Stabat Mater» gibt sie ihr letztes Konzert im KKL Luzern in diesem Jahr, bevor sie u.a. mit dem Chicago Symphony Orchestra auf Tournee gehen wird.

**Konzertprogramm:**

*Gioacchino Rossini:*

- *Ouvertüre zur Oper «Wilhelm Tell»*
- *Introduktion, Thema und Variationen für Klarinette und Orchester B-Dur*  
Solist: Dimitri Ashkenazy
- *«Dal tuo stellato soglio»*  
*Chorgebet aus der Oper «Mosè in Egitto»*
- *«Stabat Mater» für Soli, Chor und grosses Orchester*

**Weltwoche-Spezialangebot**

«Stabat Mater» von Gioacchino Rossini im KKL Luzern, Konzertsaal

**Datum:** Samstag, 12. November 2016, 19.30 Uhr

**Spezialpreise:**  
Kat. I Fr. 126.– (statt Fr. 148.–)  
Kat. II Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)  
Kat. III Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)

**Buchung:** Dieses Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» unter Tel. 041 361 62 62 (Tickethotline) oder online mit dem Promotions-Code «Platin-Club» unter [www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch).

**Bedingungen:** Gültiges Abonnement der Weltwoche. Das Angebot ist nicht kumulierbar. Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80.

**Veranstalter:** Obrasso Classic Events GmbH [www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Speckgürtel der Wissenschaft

Für Forscher wird es immer aufwendiger, an Programmen der EU teilzunehmen. Spezialisierte Firmen, die ihnen den Bürokratismus abnehmen, schießen darum wie Pilze aus dem Boden.

Von Alex Reichmuth

Wer von «Sozialindustrie» und «Asylindustrie» spricht, meint den Teil der Privatwirtschaft, der Verarmten beim Haushalten hilft, Ausländern beim Kindererziehen unterstützt und Asylanten Deutsch beibringt. Es handelt sich um Firmen und Einzelpersonen, die mit öffentlichem Geld bezahlt werden, aber in die eigene Tasche wirtschaften. Weil die Sozial- und Asylindustrie von den Integrationsschwierigkeiten eines Teils der Bevölkerung lebt, steht sie im Ruf, Probleme nur zu verwalten, statt zu lösen.

Eine ähnliche «Industrie» beginnt sich auf Kosten der Steuerzahler zu etablieren: die Forschungsförderungindustrie. Sie betreut Doktoranden, Forschungsassistenten und Hochschulprofessoren, die an öffentliche Fördergelder herankommen wollen. Denn den Wissenschaftlern fehlt oft das Know-how oder die Zeit, um im Rennen um staatliche Zuschüsse auch bürokratisch zu bestehen. Also wenden sie sich an Spezialisten, die für sie Förderanträge schreiben, Projektabläufe entwerfen und Budgetzahlen zusammenstellen – exakt so, wie es die Hüter der Geldtöpfe erwarten.

Besonders gefragt sind solche Dienstleistungen, wenn es darum geht, an Fördergelder der EU heranzukommen. Das liegt zum einen daran, dass die Wissenschaftsförderung der EU besonders umfangreich ist, will diese doch im Rahmen ihres Programms «Horizon 2020» innerhalb von sechs Jahren rund 75 Milliarden Euro verteilen. Andererseits ist die EU-Forschungsförderung eine besonders komplexe Angelegenheit. Wie man hört, füllen die Regeln, die es bei einem Projekt zu beachten gilt, Hunderte von Seiten. Wer als Forscher ein Stück des Förderkuchens ergattert habe, habe oft ganze Bücher mit Planskizzen, Aufstellungen und Abläufen verfasst, bevor die eigentliche Forschungsarbeit beginne.

## Immer mehr «Businessplan-Denken»

Einer der wenigen Wissenschaftler, die ihre Kritik öffentlich äussern, ist der Ökonomeprofessor Mathias Binswanger. «Die Forschungsförderung à la EU hat einen Teil der Forschung in Beschäftigungsprogramme verwandelt, wo Management und Controlling der Forschung die Forschung zunehmend verdrängen», kritisierte er jüngst in der *Weltwoche*. So könne man Tage damit verbringen, «bis man nur einmal weiss, wie bei der Eingabe eines Forschungsantrages überhaupt vorgegangen werden muss».

«Zeit und Ressourcen sparen», führt Britta Engelhardt, Direktorin des Theodor-Kocher-Instituts der Universität Bern, als Grund an,



Exakt so, wie es die Hüter der Geldtöpfe erwarten.

warum auch sie schon auf die Unterstützung spezialisierter Büros gezählt hat. «Die haben das nötige Know-how», attestiert ihnen die Professorin für Neuroimmunologie. Forschungsvorhaben würden eben immer komplexer, insbesondere bei Verbundprojekten. Dazu kommt laut Engelhardt, dass sich bei der Vergabe von Forschungsgeldern ein «Businessplan-Denken» breitmache – mit der Absicht, Wissenschaft messbar zu machen. Im Voraus anzugeben, wie viel Zeit und Ressourcen man für ein Projekt brauche, sei für Forscher aber schwierig. «Umgekehrt kann ich das Bedürfnis nach mehr Kontrolle auch verstehen», fügt die Berner Wissenschaftlerin an. Denn es gehe ja um die Verwendung öffentlicher Mittel.

TP21 ist eines dieser Unternehmen. «Ihr Management-Partner für Forschungsprojekte, klinische Studien und Technologie-Transfer», preist sich die Firma mit Standbeinen in Bern und Berlin im Internet an. Das Team besitze «langjährige Erfahrung» in Sachen EU-Projekte. Detailliert wird aufgelistet, mit welchem Support Forscher rechnen können, wenn sie auf Forschungsgeld im Rahmen von «Horizon 2020» aspirieren.

Inhaberin von TP21 ist Petra Zalud. Ein Bürokratieproblem bei der EU-Forschungsförderung kann die promovierte Biologin nicht erkennen. «Wenn zum Beispiel zehn Labors in

verschiedenen Staaten zusammenspannen, so entsteht nun einmal ein gewisser Koordinationsbedarf», sagt sie. Dass Wissenschaftler auf Spezialisten zurückgriffen, um Verträge auszuarbeiten oder Ergebnisse professionell zu verwerthen, sei Ausdruck einer sinnvollen Arbeitsteilung. Es gebe zwar einen Trend hin zu anspruchsvolleren Abläufen bei der EU-Forschungsförderung, so Zalud. Das liege aber nicht an der EU, sondern an der allgemeinen Tendenz, vermehrt in Netzwerken zu forschen. Zudem würden Vorgänge wie Patentierung oder Zertifizierung immer komplexer.

## «Ein extrem kompetitiver Prozess»

Gegründet hat Petra Zalud ihre Firma vor sieben Jahren. Heute hat sie sieben Mitarbeiter. Die Konkurrenz von TP21 sei in letzter Zeit gewachsen, stellt die Chefin fest. «Inzwischen gibt es Anbieter in grösserer Zahl – vom Einpersonenbetrieb bis zum Grossunternehmen.»

Zu Zaluds Konkurrentinnen zählt die Firma Accelopment mit Sitz in Zürich. «Accelopment hilft Universitäten, Unternehmen und anderen Organisationen, öffentlich finanzierte Innovationsprojekte zu akquirieren oder daran teilzunehmen», wirbt die Firma im Netz. Man sei spezialisiert auf Forschungsprogramme der EU, unter anderem in den Bereichen Life Science, Umwelt, Energie und Fertigungsprozesse. Wie Accelopment-CEO Jeanette Müller ausführt, hat sie die Firma 2008 gegründet, heute seien elf Mitarbeiter unter Vertrag. Es gehe um moderne Arbeitsteilung, betont Müller. Die Privatwirtschaft lagere ja ebenfalls Aufgaben wie die Buchhaltung oder das Personalmanagement aus. Und nein, die EU-Forschungsförderung sei nicht besonders bürokratisch. Im Gegenteil – ein Mindestmass an Kontrolle sei bei der Verwendung öffentlicher Gelder nötig, so Müller.

Eine Kontrolle über den Speckgürtel der EU-Forschungsförderung gibt es hingegen nicht. Klar ist nur: Er wächst, und das europaweit. Da gibt es etwa das Unternehmen Welcomeurope mit Sitz in Paris, das Forschern hilft, «auf Ausschreibungen der EU zu reagieren». Oder die Euro Freelancers, ein Netzwerk, das Unterstützung anbietet, wenn man von EU-Fördergeld profitieren will. Die angeschlossenen Berater stehen unter anderem für Forscher bereit. «EU-Förderung zu bekommen, ist ein extrem kompetitiver Prozess», heisst es dort.

Offen bleibt, wie viele Euro-Millionen in den Taschen der Beratungsindustrie statt in den Labors der Wissenschaftler landen. ○

# Unter Zwang

Schaffen die Frauen aus Osteuropa auf eigene Rechnung an oder unter dem Druck von Kriminellen? Die Schweiz sieht Fälle von Zwangsarbeit und kämpft auf allen Ebenen gegen den Menschenhandel. Mit wenig Erfolg. *Eine Reportage von Markus Schär*

In kleinen Gruppen, damit die Nachbarn nichts merken, steigen wir das schmutzige Treppenhaus hoch zur geschützten Wohnung. Den Namen der Stadt sollen wir nicht nennen, auch nicht jenen der Frau in den Dreissigern, die uns im karg möblierten Wohnzimmer gegenüber sitzt und ihre üble Geschichte erzählt. In der Schweiz läuft zwar zu ihrem Fall ein Strafverfahren, in welchem Stadium, wird nie ganz klar. Aber die Kronzeugin verstarb unter mysteriösen Umständen, und die Täter verschwanden alle nach der Befragung durch die Polizei. Sie können hier in Bulgarien ihr in die Heimat zurückgekehrtes Opfer aufspüren, seine Familie erpressen, seine Kinder bedrohen.

Mit dem Pflücken von Orangen lasse sich in der Schweiz viel Geld verdienen: Diese Verheissung einer Cousine lockte die Roma-Frau erstmals im Leben ins Ausland. In Olten aber stellte sich der Lover der Verwandten als einer aus einem Dutzend Zuhälter heraus. Sie nahmen der Frau den Pass weg, schlugen sie mit Golfschlägern, sperrten sie mit neun anderen Frauen in einem Altbau ein und schickten sie auf den Strassenstrich: in Olten, aber reihum auch in Lausanne, Luzern oder Chur, drei Jahre lang. Die Zwangsprostituierte kam erst frei, als eine Kollegin einen Kunden heiratete und dieser sich traute, zur Polizei zu gehen.

## Böse Folgen

Kaum ein Land kennt einen so offenen Markt für Sexarbeit wie die Schweiz: Die Angebote finden sich in den Strichzonen der Städte, auf Webseiten und in Zeitungsinseraten, ja selbst auf Plakaten an Flughäfen oder Bahnhöfen, und die Klubbetreiber stellen sich in den Medien gerne als Unternehmer dar. Seit dem Strafgesetzbuch von 1942 gilt die Prostitution in der Schweiz als legal; weder die Anbieterinnen noch die Nutzer von sexuellen Dienstleistungen brechen das Gesetz. Auch die Tausenden von Rumäninnen, Bulgarinnen oder Polinnen gehen dank den bilateralen Verträgen frei ihrem Gewerbe nach. Doch Geschichten wie jene der Roma-Frau werfen die Frage auf: Arbeiten die Prostituierten auf eigene Rechnung oder unter Zwang? Trägt ein Freier also möglicherweise Mitschuld an einem Verbrechen, weil er die Dienste einer Frau nutzt, die es nicht freiwillig macht?

Sind die Zwangsprostitution und damit der Menschenhandel tatsächlich ein brennendes Problem? Und wenn ja: Was kann, was muss die Schweiz dagegen machen? Das Aussende-



Offener Markt: Strassenstrich in Lausanne.

partement (EDA) zeigt uns auf einer Medienreise, was läuft: einerseits multilateral, mit seiner Abteilung Menschliche Sicherheit, in der Uno und in der OSZE, andererseits bilateral, im Rahmen des Beitrages von insgesamt 1,3 Milliarden Franken, die die Schweiz für Projekte in den neuen EU-Ländern zahlt. Die perfekt organisierte Reise (man soll das EDA auch mal loben, wenn es dazu Anlass gibt) führt von Zürich über Wien und Sofia bis nach Burgas am Schwarzen Meer. Und sie wirft – so viel vorweg – mehr Fragen auf, als sie Antworten gibt.

Wie viele Prostituierte, ob an der Strasse, im Salon oder auch im Nobelklub, stehen unter

## Der Anteil der unter Druck gesetzten Sexdienstleisterinnen lässt sich kaum schätzen.

Zwang? Das fragen wir an einem Roundtable-Gespräch in Zürich die Experten vom Bundesamt für Polizei, von der Staatsanwaltschaft, von Stadt- und Kantonspolizei. Sie winken ab;

Zahlen gibt es keine, ja nicht einmal eine Methode, um die Anteile der auf eigene Rechnung arbeitenden und der unter Druck gesetzten Sexdienstleisterinnen zu schätzen. Die Polizei kann nur Beobachter ins Milieu schicken, um allfällige Opfer aufzuspüren. Der Nachweis, dass eine Frau unter Zwang anschafft, fällt allerdings schwer: Das Opfer muss es im Prozess selber bezeugen – doch dafür drohen ihm böse Folgen, und sei es nur die Hoffnungslosigkeit nach der Rückkehr ins Herkunftsland.

## Beschwerliche Beweisführung

Dass der Menschenhandel zu bekämpfen ist, auch wenn er sich kaum fassen lässt, steht für das Aussende-Departement aber fest. Wir lernen es in einem tageslichtlosen Sitzungsraum der Wiener Hofburg, wo die Bürokraten der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) sitzen. Ihre Bemühungen, von denen im zweiten Jahr nach dem Schweizer OSZE-Präsidium fast nichts mehr zu hören ist, kosten insgesamt nur 145 Millionen Euro im Jahr – gleich viel wie eineinhalb



F/A-18-Kampfflieger, wie Botschafter Claude Wild scherzt.

Aber die Schweiz zahlt auch grosszügig Beiträge über ihre Pflichten hinaus, so für den Kampf gegen den Menschenhandel. Sie drängte, als einziges Land, seit langem auf ein Programm zum Schutz des Personals in Diplomatenhaushalten (angeblich schon bevor die Genfer Polizei 2008 Hannibal al-Gaddafi wegen der Misshandlung seiner Angestellten festnahm). «Auf einmal gab es 2011 ein richtiges Projekt», sagt OSZE-Expertin Georgina Vaz Cabral: Die USA, die Niederlande, Belgien und Österreich sprachen ebenfalls ausserordentliche Spenden, und nach Workshops in Kiew, Den Haag und Brüssel liegt jetzt ein Handbuch vor, in dem gezeigt wird, was sich machen lässt, wenn Diplomaten ihre Angestellten wie Sklaven halten.

Darüber hinaus kann die Staatengemeinschaft wenig gegen die Zwangsarbeit tun; das Uno-Protokoll gegen Menschenhandel, spottet die Expertin Silke Albert, sei ohne Kontrollmechanismen «ein zahnloser Tiger». Der erfahrene Neuenburger Polizist Gérald Neuhaus, an die OSZE «ausgeliehen», um über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit nachzudenken, weist ebenfalls darauf hin, dass es wenige Fälle von Menschenhandel gebe, weil sie schwierig zu beweisen seien: «Ich kann Ihnen keine Zahlen nennen.» Derweil ziehen Zehntausende «wie mit einem Reisebüro» über den Balkan, und der Menschenschmuggel schlägt oft in Menschenhandel um, wenn die Geschleusten im Zielland ihre Schuld nicht abzahlen können.

Immerhin lassen es die Schweizer nicht beim Papier bewenden. Das sehen wir in der bulgarischen Hauptstadt Sofia bei der Nationalen Kommission zur Bekämpfung des Menschenhandels, in einem Gebäude aus kommunistischen Zeiten, wo im Entrée ein Schild der amerikanischen Entwicklungsagentur US Aid

prangt und im Treppenaufgang Spendenscheine der EU, der deutschen Entwicklungshilfe, des dänischen Aussenministeriums oder der King Baudouin Foundation hängen. Die Schweiz unterstützt mit 790 644 Franken ein dreijähriges Programm gegen den Menschenhandel, samt Transfercenter, Präventionskampagne und präzisen Vorgaben: «Die Zahl der Opfer, die in der Schweiz erkannt und in Bulgarien betreut werden, steigt um 30 Prozent.»

Das Krisenzentrum liegt gleich auf der anderen Strassenseite. Auch hier traut sich eine Roma-Frau mit Hornbrille, Ohrringen und Glitzerschmuck, uns ihre Geschichte zu erzählen. Sie sucht schon das dritte Mal in dieser Wohnung Schutz. Zuerst liess sie sich vom Versprechen auf einen guten Verdienst beim Ernten nach Spanien locken, darauf nach Italien. Dort stand sie von morgens um acht bis abends um zehn an der Strasse: «Die Zuhälter überwachten mich die ganze Zeit. Ich konnte erst

### «Nackte Kinder rennen zwischen Schweinen, Unrat und faulendem Fleisch im Strassenkot umher.»

fliehen, als ein Freier mit mir im Auto wegfuhr.» Nach der Rückkehr liess sich die Roma-Frau aber gleich wieder von einer Nachbarin anwerben, im griechischen Patras eine alte Frau zu betreuen. Diese erwies sich als Bordellchefin, die Zwangsprostituierte floh, indem sie aus dem zweiten Stock sprang. Doch jetzt, beteuert sie, «glaube ich an eine bessere Zukunft».

Ihren Glauben zu teilen, fällt uns schwer. Das Schweizer Programm dient höchstens einer zweistelligen Zahl von Opfern; es finden sich auch kaum mehr. Der Experte eines bulgarischen Think-Tanks sagt denn auch, er wundere sich, dass wir uns um den Menschenhandel kümmern: Sein Land kämpfe mit grösseren

Problemen, vor allem mit der allgegenwärtigen Korruption, die Bulgarien im Griff hält. Das heisst: Das wahre Problem beim Menschenhandel ist nicht die geringe Zahl der identifizierten Opfer, sondern die riesige der potenziellen, vor allem unter den Roma, die mit legalen Mitteln kaum ein Auskommen finden.

### Wie ein Tropfen im Ozean

Wie sie in Bruchbuden hausen, sehen wir in einem Roma-Viertel in Burgas, wo die Schweiz für eine Schule zahlt – zumindest bis uns aufgebrachte Einheimische trotz Roma-Führer verjagen. Und anderswo herrschten noch weit wüstere Zustände, weiss eine Programmverantwortliche: «Nackte Kinder rennen zwischen Schweinen, Unrat und faulendem Fleisch im Strassenkot umher, schlimmer als in Afrika.» Die Roma-Kinder sprechen kein Bulgarisch, wenn sie in die Schule kommen. Und vor allem nehmen die Eltern die Mädchen mit zwölf raus, um sie zu verheiraten; der Staat schaut weg. Eine Braut kostet eine fünfstelligen Summe. Und der Käufer bringt die Investition wieder rein, indem er das Mädchen zum Stehlen oder auf den Strich nach Westeuropa schickt oder gar nach Griechenland, wo dank liberalem Adoptionsrecht Babys käuflich sind.

Was lässt sich gegen diese jahrhundertealte Kultur überhaupt machen? «Es gibt kaum eine Frage, auf die «Erziehung» nicht die Antwort ist», sagt Ministerin Meglena Kunewa, die uns in Sofia beeindruckend offen von ihrer Arbeit berichtet. Sie erntet Kritik, weil die Fallzahlen von Zwangsarbeit anstiegen: «Warum? Weil wir besser arbeiten! Wir kämpfen mit der Realität.» Ist dieser Kampf zu gewinnen? «Was wir tun, ist ein Tropfen im Ozean», sagt eine Frau aus dem Schweizer Programm. Und der Verantwortliche, Roland Python, gibt zurück: «Es ist immerhin ein Tropfen im Ozean – was denn sonst?» ○

## Volg. Im Dorf Daheim. In Agarn zuhause.

### Von Berg und Tal fürs Dorf gemacht!

Alpkäse Clemens Wyssen ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Alpkäse ist im Volg Agarn (VS) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



**Volg**  
frisch und fründlich

# Im Vornamen Frankreichs

Der jüdische Journalist Eric Zemmour provoziert mit Pétain und wollte Molenbeek bombardieren. Sein Bestseller über den «französischen Suizid» steht für die Machtübernahme der Rechten in der Kultur. Aus den Tabus sind offene Türen geworden. Von Jürg Altwegg

Versailles ist der im wahrsten – historischen – Sinne des Wortes «noble» Vorort von Paris. Millionen von Touristen besuchen jedes Jahr das Schloss.

Zum Skandal kam es, als unter der Verwaltung des ehemaligen Kulturministers Jean-Jacques Aillagon in den Gemächern und im Park des Sonnenkönigs die Werke moderner Künstler wie Jeff Koons und Damien Hirst gezeigt wurden. Der damalige Schlossherr ist inzwischen Berater des Milliardärs François Pinault, dessen Kunstsammlung – mit Hirst und Koons – er einen beträchtlichen Mehrwert beschert hat. Die Affäre von Versailles, die nicht nur die Nostalgiker des Ancien Régime empörte, gilt als Paradebeispiel für die Beziehungskorruption zwischen der wirtschaftlichen Elite und den Aristokraten des Staates. Für die kulturelle neue Rechte ist der Kulturkampf gegen den Kult um die «dekadente» moderne Kunst eine Priorität. Michel Houellebecq's Roman «Karte und Gebiet» beginnt mit der satirischen Beschreibung eines Gipfeltreffens von Koons und Hirst, die über Geld reden und die Welt unter sich aufteilen.

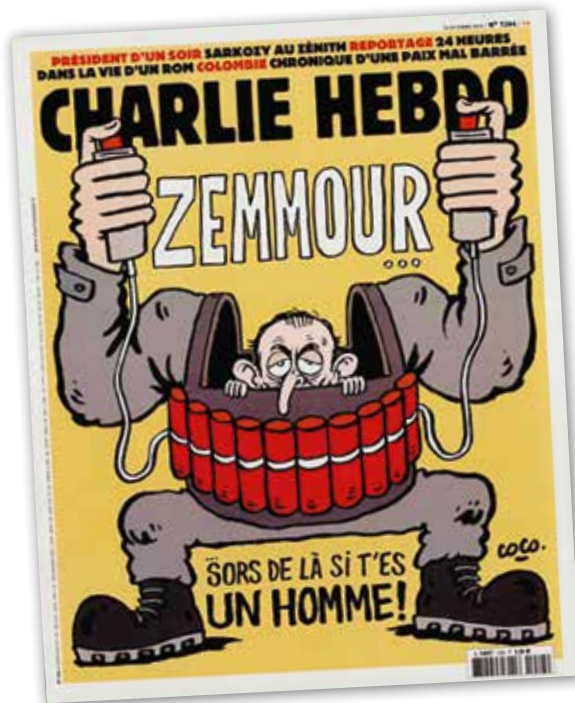
Versailles ist eine Hochburg der französischen Reaktion und bereitete Eric Zemmour, den ausserhalb Frankreichs keiner kennt, Ende September einen triumphalen Empfang. Mehr als tausend zahlende Besucher – zwölf Euro kostete der Eintritt – kamen zur Vorstellung seines neuen Buchs. Man kann das Phänomen seines Erfolgs mit der Formel «Sarrazin hoch drei» beschreiben: Die Empörung findet nicht alle zwei Jahre aus Anlass eines neuen Buchs, sondern täglich statt.

Eric Zemmour ist auf dem populären Radiosender RTL zu hören. Jeden Donnerstag schreibt er in der führenden Tageszeitung *Le Figaro*. Zur landesweiten Berühmtheit wurde er durch seine Auftritte in den populärsten TV-Talkshows – über Jahre hinweg in Duos mit wechselnden linken Kontrahenten. Sein neuestes Buch ist wie die meisten seiner Bestseller, die für Auflagen um eine halbe Million gut sind, schlicht eine Sammlung seiner Kolumnen – Titel: «Un quinquennat pour rien» (Editions Albin Michel), frei übersetzt: Fünf verlorene Jahre. Es ist seine Chronik von François Hollandes Amtszeit. In den Inseraten für das Buch setzt der Verlag auf sein Image: «Volksfeind Nummer eins ... ist Bestseller Nummer eins». Geworben wird mit den übelsten Beschimpfungen in der Presse: «Islamophobes Delirium», «Nationa-

listischer Reaktionär». Ein Rezensent fordert: «Zemmour muss entradikalisiert werden.» «Hier haben Sie ein Heimspiel», begrüsst ihn der Moderator zur Vorstellung in Versailles. Im Foyer verkauft die faschistische Action française, deren Programm die Rückkehr zur Monarchie vorsieht, ihre Zeitschrift. Die Gegner der «Ehe für alle» informieren über die nächste Massendemonstration. «Es sind keine Vertreter von SOS Racisme oder der Licra [Ligue internationale contre le racisme et l'antisémitisme] anwesend.» Zahlreiche Prozesse hat er gegen sie verloren, jeder hat seinen Einfluss und seinen Ruhm bei den Anhängern nur noch verstärkt.

## «Auf Eroberung aus»

«Nochmals fünf verlorene Jahre» habe er als Titel erwogen, berichtet der Autor. Denn unter Sarkozy war es nicht viel besser. «Mit Hollande gehe ich eher glimpflich um, er ist nur noch



«Am falschen Ort»: Charlie Hebdo vom 12.10.16.

der Nachlassverwalter unseres Bankrotts. Er bezahlt für die vierzig Jahre der Dekonstruktion, die unsere Werte und Grundlagen zum Einstürzen gebracht hat.»

Dieser Zusammenbruch, lautet Zemmours These, hat dem Islam als Totengräber der französischen Identität Tür und Tor geöffnet: «Er ist auf Eroberung aus. An allen Grenzen des Islams gibt es Krieg. Und alle Grenzen geben nach.» Mit

dem Laizismus, mit der Republik und der Demokratie ist der Islam unvereinbar. Er nistet sich in den Ruinen ein, die das «Unterfangen Dekonstruktion» hinterlassen hat: «Die Macht der Männer, die Autorität, die Hierarchie, der Glauben.» Der Kirche fehlt es an Willen zum Widerstand. Die Eliten sind Verräter: «Sie gehen mit dem neuen arabisch-muslimischen Volk eine Allianz gegen das französische Volk ein.» Zemmour ruft zur «Mutter aller Schlachten» auf: gegen das französische Verfassungsgericht, das die im Sommer von den Gemeindepräsidenten erlassenen Burkini-Verbote umgehend verbot. «Islam und Islamismus sind das Gleiche. Wer weniger Islamismus will, muss mit weniger Islam anfangen.» Mit Schweigen reagieren seine Zuhörer einzig auf das Bekenntnis, «dass man Menschen, die für ihren Glauben sterben, eigentlich mehr bewundern als verachten sollte».

Eric Zemmour wurde 1958 im Pariser Vorort Montrouge, der damals zur kommunistischen Banlieue gehörte, als Sohn einer jüdischen Familie aus Algerien geboren. Die Eltern waren während des Kolonialkriegs nach Frankreich gezogen. Zemmour studierte politische Wissenschaften, doch scheiterte er zweimal bei der Aufnahmeprüfung in die Ecole nationale d'administration, die Kaderschmiede der Republik. Er wurde Journalist und schrieb Biografien von Edouard Balladur und Jacques Chirac, die nur vertrauliche Auflagen erreichten. Mehr Erfolg hatte er mit dem Roman «Kleiner Bruder» über den Antirassismus. 2014 erschien sein einflussreichster Essay: «Le suicide français» – der französische Selbstmord.

Das Buch ist eine stellenweise brillante, manchmal verwirrende Abrechnung mit der französischen Vergangenheitsbewältigung. Sie hat das Land in seine Identitätskrise gestürzt und den Niedergang des Gaullismus wie des Kommunismus bewirkt. Die Lebenslügen aus dem Krieg – mit der Verdrängung von Vichy und der Kollaboration im Anschluss an Frankreichs schlimmste Niederlage – wie die Illusion, 1945 als Sieger- und Grossmacht dazustehen, brachen zusammen. Das von Zemmour attackierte «Unterfangen Dekonstruktion» resümiert das Profil der Kultur, deren Imperative die «Subversion» und «Transgression» waren – das Programm der Achtundsechziger.

Mit dem Mai 1968 begann die Emanzipation der Benachteiligten, die sich – Frauen, Schwar-





*Nicht abklingende Verwirrung:* Autor Zemmour.

ze, Einwanderer, Homosexuelle – als Opfer eines totalitären Systems wähten. Sie schwächte die Republik und schlug die Bresche, die der Islam systematisch ausnützt. Seit einem Vierteljahrhundert führt er den Kulturkampf gegen den Laizismus. In seiner Rivalität mit den Juden, bei denen sich die Republik für Vichy und die Deportationen entschuldigte, kreierten seine Theoretiker den Begriff der «Islamophobie» als Gegenstück zum Antisemitismus.

Der Mai 1968 wurde aber auch zur Geburtsstunde einer neuen Rechten, die sich die linken Theorien von Antonio Gramsci zur Eroberung der Macht über die Kultur zu eigen machte. Nochmals drei Jahrzehnte später ist das Ziel erreicht: In Frankreich herrscht ein intellektuelles Klima wie in den dreissiger Jahren. Die zentralen Themen sind die Einwanderung, die Nation, die Identität.

Aus der Vergangenheitsbewältigung entstand nicht zuletzt die «Pflicht zur Einmischung» mit dem Imperativ, Hitler im Voraus zu bekämpfen. In seinem Namen wurde der Krieg gegen Saddam Hussein und Gaddafi geführt – mit den bekannten Folgen. In Frankreich herrscht seit den Attentaten eine Situation, die als Remake des Zweiten Weltkriegs erscheint – allerdings mit veränderten Vorzeichen: Der «Islamfaschismus» ist der neue Totalitarismus,

die revolutionäre Linke sympathisiert insgeheim mit seiner Gewaltbereitschaft zugunsten der Schwächsten, die Attentate erinnern sie an den glorreichen antifaschistischen Widerstand. Die Linke an der Macht neigt zumindest – aus Opportunismus und Solidarität – zur Kollaboration. Die intellektuelle Résistance findet auf der Rechten statt.

### **Instinkt für die Befindlichkeiten**

Eric Zemmour war bei der epochalen Aufarbeitung und neurechten Renaissance kein Pionier. Den grössten Skandal löste der jüdische Autor aus, als er die Ansicht vertrat, Pétain sei es darum gegangen (und das sei ihm auch gelungen), möglichst viele französische Juden zu retten. Doch die historischen Tabus sind gefallen und zu offenen Türen geworden, durch die Zemmour liebend gerne möglichst lautstark polemisiert. Sein Instinkt für die Befindlichkeiten der politischen Korrektheit ist intakt, das Echo kommt reflexartig und dauert tagelang an. Nach den Attentaten wollte Zemmour Molenbeek bombardieren. Mit Sarkozys Justizministerin Rachida Dati lieferte er sich kürzlich einen verbalen Schlagabtausch über den Vornamen ihrer Tochter Zohra, der ihm nicht genug französisch ist. Sie nannte ihn im Gegenzug einen «pathologischen Fall», reif für den Psychiater. Im Umfeld

der Debatte um die Diskriminierung der Muslime ist daraus eine andere Diskussion entstanden: Warum geben arabische Einwanderer ihren Kindern unweigerlich muslimische Vornamen – mit einer Präferenz für Mohammed?

Eric Zemmour ist vom Suizid und Niedergang der westlichen Kultur so sehr besessen, dass er eine zunehmende Bewunderung für die Stärke des Feindes nicht verhehlen kann. Noch deutlicher als bei der Premiere in Versailles bekundete er in einem gedruckten Interview seinen Respekt vor den Selbstmordattentätern, «die für das, woran sie glauben, zu sterben bereit sind, wozu wir nicht mehr fähig sind». Und präziserte: «Pardon. Aber so ist nun einmal die Geschichte. Unschuldige sterben, weil sie sich im falschen Lager oder im falschen Moment am falschen Ort befinden.»

*Charlie Hebdo* brachte Zemmour mit einem Sprengstoffgürtel um den Bauch auf das Cover – am Tag des Attentats in der Redaktion war die Zeitschrift mit Michel Houellebecq auf dem Titel erschienen. In Bordeaux musste der Journalist für eine Lesung unter Polizeischutz gestellt werden. Die Justiz des Landes, das sich weiterhin im Ausnahmezustand einer nicht abklingenden Verwirrung befindet, hat Zemmour im Namen der Opfer wegen «Verherrlichung des Terrorismus» angeklagt. ○

# Alice, die Wunderfrau

Jung, schön, erfolgreich und obendrein lesbisch: Alice Weidel passt nicht ins Raster der Alternative für Deutschland. Daher überlegen manche, ob sie nicht für höhere Aufgaben berufen wäre.

Von Wolfgang Koydl und Hans Schürmann (Bild)

Diese Frau hat es offensichtlich eilig. Schnell spricht sie, sehr schnell, kompakt, präzise und immer auf den Punkt. Keine zusätzliche Silbe, kein überflüssiges Wort soll ihren Gedankenfluss bremsen. Es sind Fakten, die sie vorträgt, nur trockene Fakten, gespickt mit ökonomischen Fachbegriffen. Aber sie tut es mit grosser, fesselnder Emotionalität. Dennoch hält sie fast beschwörend den Blick ihres Gegenübers fest, als befürchte sie, es könne das Interesse verlieren und sich abwenden, bevor sie ihre Sicht der Dinge dargelegt hat.

Warum die Eile? «Deutschland hat keine Zeit mehr», sagt Alice Weidel. Sie sagt es mehr als einmal, und es scheint, als wolle sie damit gleich mehrere Dinge verdeutlichen: ihre eindringlichen Erklärungen ebenso wie den Entschluss, der Alternative für Deutschland (AfD) beizutreten, und ihren Wunsch, dass diese Partei möglichst bald in Berlin die Richtlinien der Politik mitbestimmt. «Politik heisst nicht nur Forderungen, sondern auch Lösungsansätze», bekräftigt sie. Von den etablierten Parteien erwartet sie in dieser Hinsicht offenbar nichts mehr. Und Deutschland läuft die Zeit davon.

Erst im vergangenen März war Weidel auf die politische Bühne der Bundesrepublik geplätzt – buchstäblich aus heiterem Himmel. Kurzfristig war sie für AfD-Frontfrau Frauke Petry bei Sandra Maischbergers Talkshow eingesprungen. Seitdem verwirrt und verwundert sie Freund und Feind: jung, klug, erfolgreich, gutausschend und dann auch noch lesbisch – mit diesen Attributen entspricht die 37-Jährige so gar nicht den landläufigen Vorstellungen, die sich die deutsche Öffentlichkeit von AfD-Mitgliedern macht. Sie passe doch eigentlich viel besser zu den Freien Demokraten, muss sie sich denn auch immer wieder anhören.

Nun findet man in Deutschlands jüngster und erfolgreichster Partei durchaus zahlreiche Männer und Frauen, die aus der üblichen Schablone vom fremden- und frauenfeindlichen Neonazi fallen. Aber mit Gestalten wie dem gruseligen Erweckungsprediger Björn Höcke, dem schrulligen Tweed-Sakko-Träger Alexander Gauland, der schrillen Adelsfrau Beatrix von Storch oder der Dresdner Stahl-Elfe Frauke Petry lassen sich bürgerliche Wähler nun mal eben sehr viel leichter erschrecken als mit einer dynamischen Unternehmensberaterin, die gemeinsam mit ihrer Schweizer Lebensgefährtin am Bodensee ein Kind aufzieht.

Nicht, dass Weidel viel Aufhebens machen würde wegen ihrer Lebensform. Als Talk-Tante Maischberger sie honigsüss-giftig («Nehmen Sie es nicht persönlich») als Lesbe outete, war ihr das gar nicht recht. «Ich will mein Privatleben nicht thematisieren», wehrt sie sich. «Das ist nicht relevant, ich trage das nicht vor mir her.»

Andererseits weiss sie genau, dass jemand wie sie auch neue, andere Wählerschichten für die «Populisten» erschliessen könnte – Frauen, junge, hochqualifizierte Grossstädter. Und auch in der Partei spekulieren mittlerweile manche mehr oder minder offen darüber, ob man sich mit einer modernen, intelligenten Zeitgeistfrau nicht des völkisch-muffigen Dunstes entledigen könnte, der die AfD – teils zu Recht, teils zu Unrecht – umwabert: Alice, die Wunderfrau. Im Bundespartei Vorstand sitzt sie schon, ausserdem war sie verantwortlich für die Arbeit am Grundsatzprogramm der Partei.

## Definieren, «was geht und was nicht»

Bei der Frage nach ihrer persönlichen Zukunft hält sich Weidel allerdings betont zurück. «Ich bin viel zu bescheiden, um eine Prognose für mich zu wagen», wimmelt sie ab. Dass sie Verantwortung auch im Bund übernehmen möchte, ist trotzdem nicht zu übersehen. Doch wie genau sie dies politisch in die Praxis umsetzen will, lässt sie offen. Zunächst einmal will sie im kommenden Herbst für den Bundestag kandidieren.

## «Der deutsche Rechtsstaat versagt, er schaut bei aggressiven Strömungen einfach weg.»

Weidel lebt in Baden-Württemberg, wo die Landtagsfraktion der AfD vorübergehend in zwei einander befehdende Gruppen auseinandergebrochen war. Obwohl sie sich mittlerweile wieder unter einem Dach zusammengefunden haben, sind die Parteimitglieder weiterhin in Anhänger des bürgerlichen Landesvorsitzenden Jörg Meuthen und in solche des haar-scharf an der Grenze zum Antisemitismus rabulierenden Landtagsabgeordneten Wolfgang Gedeon gespalten. Es ist kein Geheimnis, dass einige in der zweiten Gruppe Weidel für unpassend halten.

Tatsächlich hält sie sich in ihrer Wortwahl betont zurück. Aufgeladene Begriffe wie

«völkisch», «Volkskörper» oder «tausendjährige deutsche Geschichte» kämen ihr nie über die Lippen. Sie stört aber vor allem, dass ihr die Medien nun ständig diese Zitate vorsetzen und um einen Kommentar bäten. «Das hindert mich, meine Thesen und Positionen zu platzieren, weil ich mich die Hälfte der Zeit mit anderen Parteimitgliedern auseinandersetzen muss», klagt sie. Ausserdem wittert sie dahinter «Versuche, mich in der öffentlichen Wahrnehmung aus der AfD herauszulösen».

Daraus dürfte freilich nichts werden, denn wenn auch nicht im Wort, so ist Weidel in der Sache nicht weniger hart als der Rest ihrer Partei. Das gilt für den Euro, die Energiewende und die Europäische Union ebenso wie für die Finanz- und die Flüchtlingskrise und für die Bedrohung durch den radikalen Islam sowie so. Hier sei es höchste Zeit, zu definieren, «was geht und was nicht», sagt sie. Das Tragen eines Kopftuchs an Schulen oder im öffentlichen Dienst beispielsweise sei ein absolutes No-Go. Sie zuckt die Schultern: «Aber der deutsche Rechtsstaat versagt, er schaut bei aggressiven Strömungen einfach weg.»

Nicht minder deutlich äussert sie sich zur Flüchtlingspolitik der deutschen Bundesregierung und ihrer Kanzlerin, die ebenfalls «auf einem Rechtsbruch fusst». Versagt habe aber auch die Europäische Union. Nach der Einrichtung der Schengen-Zone habe die EU dreissig Jahre lang Zeit gehabt, für sichere Aussengrenzen zu sorgen. Doch getan habe sie nichts, sie sei in einer Kernkompetenz gescheitert. Und als Frankreichs damaliger Staatspräsident Nicolas Sarkozy Nordafrika in einer Mittelmeerunion stärker einbinden wollte, habe nicht zuletzt Berlin diesen Plan torpediert.

Zur AfD war die promovierte Volkswirtin bereits im Oktober 2013, im Gründungsjahr, gestossen – wegen der «unrechtmässigen» Euro-Hilfsprogramme der deutschen Regierung für Griechenland. Bundeskanzlerin Angela Merkel hatte ihr Vorgehen damals als «alternativlos» bezeichnet und damit das Entstehen einer neuen politischen Kraft mit dem Namen «Alternative» geradezu provoziert.

Weidel, die die Bank of China in Schanghai und Hongkong beraten und später internationale Start-ups mitaufgebaut hatte und Japanisch ebenso wie Chinesisch spricht, passte gut in diese Intellektuellenpartei, die von dem trockenen Wirtschaftsprofessor Bernd Lucke





«Deutschland hat keine Zeit mehr»: Volkswirtin Weidel.

gegründet worden war. Sie arbeitete eng mit ihm im zuständigen Euro-Fachausschuss der AfD zusammen, merkte aber relativ rasch, dass er «kein Liberaler, sondern eher Etatist» war und ihrer Meinung nach auch die falschen Rezepte für die Euro-Krise hatte: «Nicht die schwachen Euro-Länder sollen austreten, sondern die starken, allen voran Deutschland», findet sie.

Als Lucke mit ein paar Getreuen im Mai 2015 die AfD unter Protest verliess, blieb Weidel zurück. «Für mich hatte sich nichts geändert», erinnert sie sich. «Die Bundesregierung brach weiter Recht und Gesetz, inzwischen auch in

---

### Regierungsbeteiligung? Aber sicher doch, und je schneller, desto besser.

---

der Migrationspolitik», sagt die Politikerin und hebt leicht die Stimme. «Doch wenn die Exekutive gegen Gesetze verstösst, haben wir eine akute Störung der Gewaltenteilung», erbot sie sich. Schlimmer noch: «Das führt zu einer kompletten Erosion des gesellschaftlichen Fundaments.»

Wohin das führen kann, liess sich nach Überzeugung von Beobachtern während der Feiern zum Tag der Einheit am 3. Oktober in Dresden besichtigen, als Demonstranten die bundespolitische Elite von Joachim Gauck über Angela Merkel bis zu Claudia Roth als «Volksverräter» schmähten und ihren Rücktritt forderten. In den deutschen Mainstream-Medien ist die persönliche Haltung zu diesen Vorfällen inzwischen eine Art Lackmestest für demokratische Bonität geworden. Alice Weidel zögert keine Sekunde mit der Antwort: «Die Leute haben recht. Man kann über die Wortwahl streiten, aber nicht darüber, dass sie recht haben.»

### Beeindruckt vom Abstimmungsbüchlein

Dass die Stimme des Volkes künftig mehr als bisher gehört wird, ist eines ihrer wichtigsten politischen Anliegen. Vorbild ist die Schweiz, die sie bei klarem Wetter von ihrem Wohnort Überlingen sehen kann und deren politisches System ihr von ihrer Partnerin an jedem Abstimmungstermin aufs Neue nahegebracht wird. Sehr beeindruckt sei sie von den Abstimmungsbüchlein mit allen Informationen sowie Pro- und Kontra-Argumenten, die ihre Partnerin vor den Urnengängen zugesandt bekomme, schwärmt Weidel – und will das auch für ihr eigenes Land.

«Wenn sich die AfD in Berlin an einer Regierung beteiligt, dann muss die Forderung nach direkten Volksentscheiden auf Bundesebene zwingend in den Koalitionsvertrag», sagt Alice Weidel. Regierungsbeteiligung? Aber sicher doch, und je schneller, desto besser. Denn Deutschland läuft die Zeit weg. ○





*Weltliche Vergnügungen:* König Bhumibol (1927–2016) mit Gattin Srikiet in den 1960er Jahren.





Ikone der Woche

## Der König und ich

Von Philipp Gut

Es muss Ende 1972 oder Anfang 1973 gewesen sein, als ich dem thailändischen König begegnete. Ich war damals ungefähr ein Jahr alt, und Bhumibol Adulyadej sass schon mehr als ein Vierteljahrhundert auf dem Thron. Weil ich in Bangkok geboren bin, war ich ein Untertan Bhumibols – ich besass den thailändischen Pass, braun, mit Fingerabdruck, und mit zweitem Vornamen heisse ich Suthon, ein Prinz der Thai-Geschichte.

Als wir einmal mit unserem kleinen Honda nach Hause fahren wollten, waren die Strassen zugesperrt. Aufregung überall: Der König kommt!

Entlang der Soi Asok, in deren Nähe wir wohnten, sammelten sich Reihen von Menschen. Wir stellten uns hinten an, ich sass auf den Schultern meines Vaters, die Mutter stand daneben. Als sich der königliche Tross näherte, verbeugte sich die Menschenmenge wie auf ein unsichtbares Kommando hin. Kniend und die gefalteten Hände vor der Stirn – ein Zeichen höchsten Respekts –, erwiesen die Thais ihrem König die Ehre, als dieser in einem offenen Wagen vorbeidefilerte.

### Entschärfte Lage

Viel mehr als das Rauschen des Cabriolets dürften die gebückten Untertanen von ihrem Herrscher nicht mitbekommen haben. Blickkontakt, Fähnchenschwingen, jubelnde Ekstase gar ziemten sich nicht. Bhumibol war ein Gott. Ein Gott allerdings, der in Lausanne studiert hatte und dort durchaus weltliche Vergnügungen kennenlernte. Er spielte Saxofon und komponierte getragene Jazzmusik im Big-Band-Stil.

Ein Untertan aber tanzte aus der Reihe – ich, Klein Philipp Suthon, der auf den nach vorne gebeugten Schultern seines Vaters thronte. Das Blickfeld war erfreulich frei, und so winkte ich dem König strahlend zu. «Vive le roi!», entfuhr es meinem Vater, der natürlich wusste, dass der junge Bhumibol am Genfersee Französisch gebüffelt hatte. Mutter zuckte zusammen: «Gott, was tut ihr», flüsterte sie entgeistert. Eine Sekunde lang herrschte elektrische Spannung – man wusste nicht, wie Entourage und Sicherheitsleute reagieren würden. Denn Majestätsbeleidigung ist in Thailand ein Kapitalverbrechen. Bis heute berichten die Medien regelmässig über drakonische Strafen. Neulich wurde ein Mann zu dreissig Jahren Haft verurteilt, weil er sich auf Facebook abschätzig über Bhumibol geäussert hatte.

Doch dann entschärfte der König höchstpersönlich die Lage: Er winkte mir zurück. Vielleicht ahnte er ja, dass ich einen Prinzenamen trug.



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (2) **Lori Nelson Spielman:** Und nebenan warten die Sterne (*Fischer Krüger*)
- 2 (1) **Elena Ferrante:** Meine geniale Freundin (*Suhrkamp*)
- 3 (–) **Simon Beckett:** Totenfang (*Wunderlich*)
- 4 (4) **Alex Capus:** Das Leben ist gut (*Hanser*)
- 5 (–) **Nele Neuhaus:** Im Wald (*Ullstein*)
- 6 (3) **Pedro Lenz:** Di schöni Fanny (*Cosmos*)
- 7 (5) **Charlotte Link:** Die Entscheidung (*Blanvalet*)
- 8 (6) **Arne Dahl:** Sieben minus eins (*Piper*)
- 9 (7) **Volker Klüpfel, Michael Kobr:** Himmelhorn (*Drömer/Knaur*)
- 10 (9) **Henning Mankell:** Die schwedischen Gummistiefel (*Zsolnay*)

### Sachbücher

- 1 (–) **Urs Heller:** Gault Millau Guide Schweiz 2017 (*Gault & Millau*)
- 2 (1) **Barbara Lukesch:** Bauernleben (*Wörterseh*)
- 3 (2) **Guinness World Records 2017** (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (–) **Eckart von Hirschhausen:** Wunder wirken Wunder (*Rowohlt*)
- 5 (6) **Yvonne Eisenring:** Ein Jahr für die Liebe (*Orell Füssli*)
- 6 (4) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 7 (5) **Alexandra Reinwarth:** Am Arsch vorbei geht auch ein Weg (*MVG*)
- 8 (3) **Bruce Springsteen:** Born to Run (*Heyne*)
- 9 (–) **Daniele Ganser:** Illegale Kriege (*Orell Füssli*)
- 10 (–) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Bodo Kirchhoff

Mit Literaturpreisen ist das so eine Sache: Mal werden die Juroren dafür kritisiert, zu populäre Entscheidungen zu treffen, wie gerade im Fall Bob Dylan. «Strike another match, go start anew / And it's all over now, Baby Blue»? Vielleicht nimmt Dylan die Anrufe der Schwedische Akademie nicht entgegen, weil er selbst – wie viele andere – nicht wahrhaben will, dass er Literaturnobelpreisträger sein soll. Häufig geht die Kritik aus dem Volk aber anders: «Schon wieder ein Preisträger, den keiner kennt!» Falls Sie von Bodo Kirchhoff, der jetzt den Deutschen Buchpreis 2016 erhalten hat, noch nie gehört haben, lassen Sie ihn sich mit den Worten unserer Literaturkritikerin Pia Reinacher empfehlen: Seine Novelle «Widerfahrnis» ist «ein Kleinod ihrer Gattung. Funkelnd und streng, fluoreszierend und logisch». (*dia*)



Sachargument, Persönlichkeit, Emotionen: Aristoteles (in der Mitte in Rot).

## Kultur

# Urknall der Redekunst

Die antiken Regeln der Rhetorik gelten bis heute. Die Streitlust der Griechen und deren Freude am Prozessieren trieben die Entwicklung vor über 2000 Jahren entscheidend voran.  
Von Wilfried Stroh

Nicht in allen Kulturleistungen, für die wir die alten Griechen bewundern, waren sie völlig originell und einzigartig. China und Indien haben in Philosophie und Bühnenkunst Vergleichbares hervorgebracht, in der Astronomie glänzten einst die Chaldäer; und überhaupt hielten sich die Griechen selbst für «Kinder» gegenüber den viel älteren und weiseren Ägyptern, denen sie das Beste zu verdanken glaubten.

Aber mindestens in einer Kunst dürfen die Griechen Priorität beanspruchen: Sie haben die Rhetorik erfunden, die Kunstlehre der Rede, deren Regeln bis heute gültig sind und in einer aus der Antike stammenden Tradition gelehrt werden, die gelegentlich einmal aussetzt, aber nie ganz abreißt. Nur ein Beispiel. Wer heute eine Rede beginnt, tut gut daran, sich die drei Forderungen für das sogenannte Proömium vor Augen zu halten: Es gilt, die Zuhörer wohlwollend zu stimmen, sie auf-

merksam und dann auch aufnahmefähig zu machen, indem man ihnen nämlich erklärt, worum es in der Rede geht. Das sind drei einfache Topoi, wie man sagt, also Fund-«Orte», die der Redner auch heute noch im Geist durchgehen sollte, um so das jeweils Passende zu finden.

Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass nicht auch ausserhalb dieser Tradition treffliche Reden gehalten würden. Als zum Beispiel Anfang des 17. Jahrhunderts jesuitische Missionare das Christentum unter den Indianern zu verbreiten suchten, waren sie verblüfft über die dortige Redekultur. Einer berichtete: «Es gibt keinen Ort auf der Erde, wo die Rhetorik mächtiger ist als in Kanada, und dennoch hat sie keine andere Gestalt als die von der Natur ihr verliehene.» Allerdings! Wie auch die Griechen wussten, gibt es neben der schulmässigen auch eine natürliche Rhetorik. Man sehe etwa, wie geschickt schon bei Homer in der «Ilias»





debattiert wird, und betrachte nur die eine Rede, mit der am Ende des grossen Epos der alte trojanische König Priamos bei seinem Todfeind Achill, dem Mörder seines Sohnes, den Leichnam ebendieses Sohnes erbettelt. Rührender ist nie plädiert worden: ein Meisterwerk Homers, der nach dem Urteil von Quintilian, dem vielleicht grössten Rhetoriker aller Zeiten, «Beispiel und Ursprung» aller Redekunst ist.

**Demokratie und Rhetorik** — Aber von dieser Naturrhetorik sprechen wir jetzt nicht. Uns geht es um die Kunstlehre, das lehr- und lernbare System der Rhetorik, zu dem etwa die angeführten Topoi des Redebeginns gehören. Die Griechen sprechen von einer «*techne*» (Kunst bzw. Wissenschaft), die Römer, ihre Schüler, dann von «*ars*». Wie und wann ist dieses System erfunden worden? Die übliche, nicht unbegründete Meinung sagt, dass sei im Zusammenhang mit der Demokratie geschehen. Der bekannte Rhetorikprofessor Walter Jens hat es vor einigen Jahrzehnten ins Gedächtnis gerufen: Das «Schicksal der Rhetorik als einer Tochter der Republik» sei «untrennbar mit der Demokratie verbunden». Denn: «Herrscht das Volk, regiert die Rede; herrscht Despotismus, dann regiert der Trommelwirbel.» Danach wäre zu erwarten, dass sich die Rhetorik in Athen, der, wie man weiss, Wiege der Demokratie, entwickelt hätte. Aber so war es nicht.

Die Rhetorik hat einen festen Geburtsort und sogar ein Geburtsdatum. Aristoteles teilt es mit: Im Jahr 467/466 v. Chr. wurden in den griechischen Städten Siziliens die Tyrannen gestürzt und damit die Voraussetzung für die Rhetorik geschaffen. Entstand sie nun also aus der Lust an Meinungsfreiheit und öffentlicher Diskussion? Es waren eher die Streitlust und die Freude am Prozessieren, die sie hervorbrachten. Die Enteignungen unter der Tyrannei hatten nämlich zur Folge gehabt, dass viele Besitzverhältnisse gerichtlich geklärt werden mussten. So ging eine Prozesswelle durch das Land. Da sich aber nicht jeder für geschickt genug hielt, seine Sache selber zu führen, boten schlaue Männer ihre professionelle Hilfe an – gegen Honorar, versteht sich. Im ganzen Altertum bleibt es dabei, dass für Rhetorikunterricht bezahlt werden muss. Zwei Rhetoriklehrer sind uns namentlich bekannt: der wahrscheinlich ältere Korax und sein Schüler, Teisias, der die Lehren seines Meisters im ersten Lehrbuch der Rhetorik dargestellt zu haben scheint.

**Die ältesten Grundbegriffe der Rhetorik** — Viel wissen wir nicht mehr davon, aber plausibel scheint, dass schon diese beiden Altmeister als Aufgabe der Rhetorik das Überreden bezeichnet haben. Diese Bestimmung ist der Rhetorik im ganzen Altertum geblieben, wobei man klugerweise zwischen Überreden und Überzeugen nicht unterschieden hat (wohl

aber zwischen rationalem und emotionalem Argumentieren). Nur die Stoiker haben Jahrhunderte später versucht, eine neue, moralischere Zielbestimmung einzuführen: Rhetorik sei «die Wissenschaft vom guten Reden», aber das war mehrdeutig und hat wenig Erfolg gehabt.

Wichtig war ferner, dass diese beiden Sizilianer die für alle Zeit gültige Gliederung der Rede in ihre Teile vorgenommen haben: Die Rede muss minimal bestehen aus Eröffnung, Hauptteil, Redeschluss, wozu in der Regel auf die Eröffnung eine Erzählung folgt. In dieser Erzählung schildert man den Sachverhalt, im argumentativen Hauptteil beweist man, dass es sich wirklich so verhält, wie man dargelegt hat bzw. wie der dargestellte Sachverhalt juristisch oder moralisch zu beurteilen ist. Viele weitere Redeteile können hinzukommen. Aber diese vier sind immer der harte Kern geblieben.

Noch eine wichtige Lehre verdanken wir diesen ältesten Rhetorikern: In der Rede komme es nicht auf die Wahrheit, sondern auf die Wahrscheinlichkeit an. Das ist nicht ganz so unmoralisch, wie es scheint. Auch wer für die Wahrheit streitet, kommt ja nicht darum herum, seine Behauptungen als wahrscheinlich darzustellen. Erläutert wird das an einem berühmten Beispiel: Ein schwacher, aber tapferer Mann hat einen stärkeren, der aber feige ist, verprügelt. Nun vor dem Richter, darf der

Verprügelte als Kläger nicht die wenig plausible Wahrheit eingestehen, sondern muss behaupten, der Beklagte habe kräftige Helfer gehabt. Das muss der Angeklagte widerlegen und besonders darauf insistieren, wie unwahrscheinlich es doch sei, dass gerade er dies einem Stärkeren angetan habe. Noch feiner ist die Argumentation, wenn der Stärkere geprügelt hat. Dann sagt er nämlich: «Wie hätte gerade ich prügeln sollen, wo ich doch sehen musste, dass angesichts meiner Stärke der Verdacht auf mich fallen musste?» Also eben das, was die Tat wahrscheinlich macht, macht sie unwahrscheinlich. Diese Art der Argumentumkehrung, die nicht notwendigerweise unmoralisch ist, bezeichnet Aristoteles mit der Formel «die schwächere Rede zur stärkeren machen».

**Rhetorische Stilistik** — Auf drei Dinge kommt es in der Rhetorik nach allgemeiner Auffassung zunächst an: auf das Auffinden des Stoffs, die Gliederung und die sprachliche Gestaltung. Was die ersten beiden Teile angeht, so haben Korax und Teisias die Grundlagen gelegt. Um die Gestaltung des dritten hat sich ein anderer Sizilianer verdient gemacht, Gorgias. Er ist der Erste, von dem uns ganze Reden erhalten sind. Sie waren nicht ganz ernsthaft, wie etwa das Lob der schönen Helena (von der man doch wusste, dass sie einen Weltkrieg ausgelöst hat), aber sie glänzten durch raffinierte Argumentation. Vor allem aber waren seine Reden stilistisch ausgefeilt. Gorgias ist der Meister der nach ihm benannten gorgianischen Redefiguren. Das sind vor allem Sätze, die aus parallel gebauten Gliedern bestehen, zum Beispiel: «Alles, was Lob verdient, ist mit Lob zu ehren; / was kein Lob verdient, ist des Tadels würdig.» Jeder bessere Redner produziert noch heute gelegentlich solche sogenannten Isokola. Aber kaum einer hat die Figur so eindrucksvoll verwendet wie John F. Kennedy in seiner umjubelten Antrittsrede von 1961:

«Ask not what your country can do for you – ask what you can do for your country.»

Hier hat Meister Kennedy die parallelen Glieder wirkungsvoll kombiniert mit der Figur der sogenannten Antimetabole: a b b a («Wir essen, um zu leben; wir leben nicht, um zu essen»).

Als Gorgias 427 v. Chr. nach Athen kam und öffentliche Vorträge hielt, entzückte er die Menschen durch das noch Neuartige seines Redestils, und man wollte von ihm lernen. Öffentliche Rede war in Athen ja tatsächlich noch wichtiger als sonst wo. Da gab es neben dem Rat der Fünfhundert, der etwa dem deutschen Bundesrat entsprach, die grossen Volksversammlungen, in denen grundsätzlich jeder das Rederecht hatte, und die Volksgerichte, deren zahlreiche Mitglieder aus einer Liste von 6000 Bürgern ausgewählt wurden – alles unwissende Laien, versteht sich. Jeder konnte

klagen, und jeder Angeklagte musste sich selbst verteidigen. Wer sich das nicht zutraute und das entsprechende Geld hatte, liess sich von einem Logografen (Ghostwriter) eine Rede ausarbeiten und lernte sie auswendig.

**Sokrates und die Sophisten** — So war in Athen das Bedürfnis nach rhetorischer Bildung gross. Befriedigt wurde es vor allem durch die sogenannten Sophisten. Dies waren, generell gesprochen, Lehrer, die, obwohl aus dem griechischen Ausland stammend, in Athen mit dem Anspruch auftraten, den Jugendlichen das beizubringen, was sie brauchten, um sich im politischen Leben durchzusetzen. In ihrem Unterricht dominierte auf jeden Fall die Rhetorik, ohne dass wir genau wüssten, wie sie gelehrt wurde. Da der berühmteste der Sophisten, Protagoras, neben der Theorie

---

### Gemäss Platon verteidigte Sokrates sich rhetorisch so mangelhaft, dass man ihn zum Tod verurteilte.

---

grössten Wert auf die Übung legte und der Meinung war, dass es über jede Sache zwei konträre Ansichten gebe, so muss er sie wohl im Disputieren pro und contra trainiert haben.

Mit ihm wie auch mit anderen balgte sich Sokrates, der Vater der Moralphilosophie, in einem Dialog in den Schriften seines Schülers Platon. Doch nicht so sehr darum gilt Sokrates als erster dezidiert Verächter aller Rhetorik: Als er selbst wegen Gottlosigkeit und Verführung der Jugend auf Tod und Leben angeklagt wurde, verteidigte er sich, nach Platons Darstellung, zwar schlechtweg ingeniös, aber rhetorisch gesehen so mangelhaft, dass man ihn zum Tod verurteilte. Statt nämlich den Richtern in der gebotenen Mitleidspose schönzutun, verspottete er sie geradezu, indem er zum Beispiel für sich Belohnung statt Strafe forderte. Und über die rhetorisch geschulten Ankläger sagte er, sie hätten so überzeugend gesprochen, dass sogar er es fast geglaubt hätte. Nur wahr sei kein Wort davon gewesen. Und durch seinen Tod zeigte er, was ihm die Wahrheit wert war.

### Platons «*philosophia*» gegen die des Isokrates

— Eine Generation später war es ein Schüler des Gorgias, Isokrates, der zum Grossmeister der Rhetorik aufstieg. Er veröffentlichte um das Jahr 390 die erste pädagogische Programmschrift des Abendlands, in der er alle in Athen tätigen Jugendlehrer als «Sophisten», was inzwischen ein Schimpfwort geworden war, niedermachte, darunter auch diejenigen Schüler des Sokrates, die wir Philosophen nennen. Es sei ein Irrtum, dass man durch Streben nach eindeutiger Wahrheit ein glückliches Leben gewinne. Auch für die gute Rede gebe es keine fest erlernbaren Gedanken und Regeln: Durch Übung müsse jede Regel wieder dem jeweiligen Gegen-

stand angepasst werden. Und eben das erfordere ein mehrjähriges Studium, in engem Kontakt mit dem Lehrer.

Wie Isokrates seine Bildung «*philosophia*» nannte, so auch Platon, der ihr ein konträres Erziehungskonzept entgegensetzte. Rhetorik spielte darin keine Rolle, dafür Mathematik und Dialektik (die etwa unserer Logik entspricht). In einem seiner meistgelesenen Dialoge, «Gorgias», rechnet er durch die Person des Sokrates mit der Rhetorik ab. Mit leichtem Hohn definiert er sie als «Handwerkerin der Überredung» und verwirft sie, weil sie nicht auf das Gute, sondern immer nur auf das Angenehme ausgerichtet sei. Alle die grossen, vielbewunderten Staatsmänner Athens seien, modern gesprochen, Populisten gewesen, die dem Volk nach dem Maul geredet und nicht dessen Bestes im Sinn gehabt hätten. So sei die Rhetorik überhaupt keine Kunst oder Wissenschaft, so wenig wie die Kosmetik, die nicht wie die Medizin Gesundheit schaffe, sondern diese nur vortäusche.

Gegen diese Argumentation liesse sich einiges sagen, aber sie hat jahrhundertlang als der schwerste Schlag gegen die Rhetorik gegolten. Durch Platon waren nun Rhetorik und Philosophie begrifflich klar geschieden, und diese beiden waren hinkünftig die Bildungsmächte, die um den ersten Platz in der Jugendbildung stritten: Kommt es darauf an, durch Erkenntnis der Wahrheit zum Glück zu finden oder durch die Kunst der Menschenführung Erfolg im Leben zu haben? Doch Platon hatte einen beweglichen Geist. Als er älter wurde, modifizierte er seine Ansicht über die Rhetorik: Sie könnte an sich sehr wohl eine Kunst oder Wissenschaft sein, wenn sie sich nur mit echten Wissenschaften, Dialektik und Psychologie, verbünden würde.

### Die Rhetorik des Aristoteles

— Davon angeregt, arbeitete Aristoteles, Platons berühmter, oft aufsässiger Schüler, eine eigene Rhetorik aus. Alle Menschen, sagt er, sind rednerisch tätig, wenn sie zuraten oder abraten, anklagen oder verteidigen – mit unterschiedlichem Erfolg. Wenn ich nun den Grund dafür angeben kann, warum dem einen gelingt, was dem anderen misslingt, dann habe ich doch eine echte Wissenschaft.

Und eben darin besteht nun die grosse Rhetorik in drei Büchern, die Aristoteles verfasst hat, nicht das nützlichste, aber das durchdachteste Lehrbuch seines Fachs. Den moralischen Gesichtspunkt lässt er fast ganz ausser Acht, aber am Überreden als Ziel der Rhetorik hält auch er grundsätzlich fest. Und so entwickelt er nun die bis heute grundlegenden Kategorien: die Differenzierung der Redegattungen, die Einteilung der Beweismittel in künstliche und unkünstliche, die Gliederung der Beweisführung in deduktive und induktive Verfahren und so weiter. Aber das Wichtigste war



wohl seine generelle Einteilung der Möglichkeiten des Überredens. Durch drei Dinge erzielt der Redner die gewünschte Wirkung: durch das Sachargument, durch seine Persönlichkeit, durch die Erregung von Emotionen. Danach ist auch der Hauptteil seiner Rhetorik aufgebaut. Klar, dass Aristoteles als Philosoph vor allem die sachliche Argumentation behandelt; aber er ist Realist genug, um zu sehen, dass am wirkungsvollsten doch die Persönlichkeit des Redners ist.

**Der ungleiche Kampf von Philosophie und Rhetorik** — So hatte ein Philosoph, ausgerechnet ein Schüler des Rhetorikgegners Platon, alle Rhetoren in den Schatten gestellt. Wohl 200 Jahre lang blieb sein Werk das gediegenste Lehrbuch der Rhetorik. Und so könnte man denken, dass sich von nun an die Schulräume der Rhetoren geleert hätten, indem die Jugend zu Aristoteles und anderen Philosophen geströmt wäre. Denn auch die Nachfolger des grossen Manns sowie die Vertreter anderer Philosophieschulen nahmen nun die Rhetorik zumindest am Rande in ihr Lehrprogramm auf. Aber diesen Erfolg hatten die Philosophen nicht. Allein die Tatsache, dass bis ans Ende des Altertums Philosophen verschiedener Couleur in Schriften gegen die Rhetorik als eine unnütze und schädliche Disziplin polemisierten, zeigt, dass der rhetorische Unterricht weiterging, ja

gegenüber dem philosophischen dominiert haben dürfte. Dafür spricht auch, dass wir von keiner Entgegnung der Rhetoren hören, die sich ihrer Position offenbar sicher waren. Und es ist auch klar, warum.

Aristoteles und andere Philosophen gaben ihren Schülern neben ihrer überlegenen Redetheorie eben das nicht, was schon für Protagoras und Isokrates das Wichtigste in der rhetorischen Ausbildung war: das praktische Redetraining. In diesem wurde, wie heute, natürlich auch grösster Wert auf die Kunst des Vortrags gelegt. Aristoteles hatte zwar zugegeben, dass, wie man weiss, der mündliche Vortrag fast entscheidend für den Erfolg des Redners sei, aber dennoch hatte er ihn in seiner Rhetorik als etwas eher Plebejisches übergangen. Im Übrigen aber war natürlich schon damals klar, dass Rhetorik für den äusseren Lebenserfolg nützlicher ist als Philosophie. Wer bietet noch heute seinen Unterricht im Internet an? Die Rhetoren, nicht die Philosophen.

Erst in der Monarchie des römischen Weltreichs, als die öffentliche Rede an Bedeutung verlor, konnte die Philosophie wirklich an Boden gewinnen. Nun erst hören wir von jungen Menschen, die, von ihr angezogen, der Rhetorik den Rücken kehren. Und nun erst hören wir auch von Rhetoren, die sich gegenüber den Philosophen verteidigen. Der vielleicht wirkungsvollste unter ihnen war der Kirchenvater Au-

gustin, der selbst heidnischer Rhetor gewesen war, aber auch als Christ die erlernten Künste nicht aufgeben wollte, sondern sie in den Dienst des Evangeliums stellte: So verfasste er in seinem Werk «De doctrina christiana» die bis heute wichtigste christliche Rhetorik, die mit dafür sorgte, dass Rhetorik als Bildungsfach ins Mittelalter kam und weiterwirken konnte.

**Rhetorik heute** — Auch heute ist Rhetorik unverändert wichtig geblieben, sie wird für teures Geld gelehrt, und ihre Kategorien sind nicht wesentlich verschieden von denen der Griechen. Jedoch als Fach im allgemeinen Bildungswesen spielt sie zumindest im deutschsprachigen Raum kaum mehr eine Rolle, fast noch eine geringere als die Philosophie, die einst mit ihr konkurrierte. Gerade diese beiden fachübergreifenden Disziplinen fehlen im gemischten Wissensangebot unserer Gymnasien fast völlig. Und dabei sind sie doch beide für den Menschen nötig und wichtig: die Liebe zur Wahrheit und die Fähigkeit, andere mit Worten zu lenken. Noch immer gilt es von den alten Griechen zu lernen, von Platon wie von Isokrates.

Wilfried Stroh ist emeritierter Philologie-Professor der Ludwig-Maximilians-Universität München. Legendär ist sein Einsatz für die lateinische Sprache: Noch heute veranstaltet er das wöchentliche «Colloquium Latinum» an der Universität München, wo ausschliesslich Latein gesprochen wird.



100 JAHRE  
ZUKUNFT

M  
.CH

# HERBST WARENmesse

29. Oktober bis 6. November 2016

Messe Basel | Halle 2 | [www.herbstwarenmesse.ch](http://www.herbstwarenmesse.ch)

Medienpartner



Weitere Parallelveranstaltungen



## Kampf um Echtheit

Um die Frage, ob sich Frauen schminken sollten oder nicht, ist eine neue Debatte entstanden. Der zarte Gesichtsschleier des Westens wirft existenzielle Fragen auf. *Von Claudia Schumacher*

Wenn eine Frau die Nacht mit einem Mann verbringt, kommt der Punkt, an dem sie sich abschminkt. Ist es das erste Mal, und sie wünscht sich mehr als nur eine Nacht, dann ist dieser Moment ein besonderer. Denn eine Frau kann nackt sein. Und sie kann nackt sein. Sich vor einem Mann ausziehen ist das eine. Ihm das ungeschminkte Gesicht zeigen das andere. Es kann die noch grössere Form der Intimität darstellen. Denn selten ist eine Frau so ehrlich wie jetzt – und so verletzlich. Je mehr Schminke im Alltag die Norm ist, desto stärker ist das Schamgefühl im Rohzustand.

### Wer manipuliert, hat Macht

In den letzten Jahren hat die Beauty-Industrie ordentlich aufgerüstet. Ein bisschen Puder, Rouge, etwas Wimperntusche – das war einmal. Das Schminken erlebt eine Blütezeit. Junge Mädchen studieren stundenlang Youtube-Tutorials über die neusten Techniken. Dabei tun sich ständig neue Produktwelten auf. Bei L'Oréal, dem weltgrössten Kosmetikkonzern, wächst der Umsatz Jahr für Jahr. Mit einer 12-prozentigen Steigerung hat er 2015 noch einmal einen Sprung nach vorne gemacht. Aus Kosmetikerinnen sind «Make-up-Artists» geworden, sie wollen Künstlerinnen sein. Einige wurden mit ihren Schminkanleitungen auf Youtube und anderen Social-Media-Kanälen berühmt. Julia Graf, die erfolgreichste dieser Damen in der Schweiz, ist mit ihren Videoanleitungen auch auf Blick.ch präsent, was zeigt: Das penible, kunstvolle Schminken ist eben kein Nischenphänomen der sozialen Medien, sondern Mainstream geworden.

Es ist heute nicht einmal mehr selbstverständlich, am Wochenende ungeschminkt ins Fitnessstudio zu gehen. Viele Frauen glauben, sie müssten 24 Stunden an sieben Tagen die Woche Make-up im Gesicht tragen. Gerade unter den «Millennials» sind selbst falsche Wimpern zum Aufkleben nicht mehr nur eine Spielerei für besondere Anlässe, sondern Tag für Tag im Einsatz. Einstündige Aufenthalte im Bad am Morgen – warum nicht?

Und wie immer, wenn eine Entwicklung an einen extremen Punkt gelangt, formiert sich eine Gegenbewegung. «Ich möchte mich nicht mehr verbergen», sagt die US-Sängerin Alicia Keys dazu, dass sie neuerdings Make-up ablehnt. Und fügt an, was sie alles nicht länger unter der Schminke verstecken möchte: «Nicht mein Gesicht, nicht meinen Verstand, nicht meine Seele, nicht meine Gedanken, nicht meine

Träume, nicht mein emotionales Wachstum.» Es geht um die Frage der Authentizität. Alicia Keys macht ein grosses Fass auf. Ihre Äusserungen zeigen, wie viel mehr als nur ein bisschen Gesichtsfarbe viele Frauen mit Make-up verbinden. Seele, Verstand, Träume, Wachstum: Schminken oder Nichtschminken, das ist hier die Frage.

Zuerst ging Keys Ende August ungeschminkt zu den MTV Video Music Awards. Man hätte die Aktion zu diesem Zeitpunkt noch für einen PR-Coup halten können, denn natürlich zog die ungeschminkte Sängerin mehr Aufmerksamkeit auf sich als die anderen, aufgedonnerten Stars – die Art ihres Auftretens hatte schlichtweg grossen Seltenheitswert. Doch auch in der Folgezeit war Keys ohne Make-up zu sehen. Derzeit zeigt sie sich im Fernsehen als Coach in der Talentshow «The Voice» mit diesem frischgewaschenen, unbemalten Gesicht, das sie wie einen Teenager aussehen lässt. Dass sie damit den Nerv der Zeit trifft, zeigen die vielen Bilder, die Frauen unter #nomakeup in den sozialen Netzwerken von sich zeigen. Alicia Keys ist zur Ikone einer neofeministischen Bewegung geworden.

---

«Gott hat euch ein Gesicht gegeben, und ihr malt euch ein anderes.»

---

Ist das Schminken ein harmloser Initiationsritus, oder geben wir Mädchen das Gefühl, von Natur aus nicht schön genug zu sein, wenn wir ihnen irgendwann den ersten Mascara in die Hand drücken? Ist Make-up eine Zensur der Natürlichkeit, eine Verschleierung weiblicher Identität, ein gesellschaftlicher Zwang?

Die Frage nach der Echtheit und Ehrlichkeit der geschminkten Frau ist keine neue. «Ich weiss auch von euren Malereien Bescheid», sagte schon Hamlet zu Ophelia. «Recht gut. Gott hat euch ein Gesicht gegeben, und ihr malt euch ein anderes.» Das war nicht nett gemeint. Bereits frühe christliche Autoren hatten die weibliche Neigung zum verschönernden Pinselstrich als manipulativ gebrandmarkt. Aber wer manipulieren kann, der hat immerhin Macht. Hier drückt sich eine männliche Angst aus, von Frauen hinters Licht geführt zu werden. Die geschminkte Frau galt also nicht als Opfer, welches dem Mann gefallen muss und deshalb zum Farbtopf greift. Die geschminkte Frau bestimmt ihr eigenes Bild. Sie ist eine Femme fatale. Wie Make-up-Artist Lisa Eldridge in ihrem Buch «Face Paint – The Story of Make-up» aufweist,



*Relativ grosse Autonomie:* Nofretete.



*«Emotionales Wachstum»:* Alicia Keys.

korrelieren die Selbstbestimmung der Frau und der Gebrauch von Schminke, historisch betrachtet, tatsächlich immer wieder positiv, während «in Zeiten, in denen Frauen in hohem Mass unterdrückt» waren, «Make-up generell abgelehnt» wurde.

Das Paradebeispiel hierfür sind die stark geschminkten Frauen im alten Ägypten. Verglichen mit Frauen in anderen Kulturkreisen und





Künstlerin: Julia Graf.



Die Maske hält auf Abstand: Michelle Phan.



anderen Epochen, besaßen sie relativ grosse Autonomie. Der Besitz von Land und Vermögen wurde gebilligt, sie konnten Geschäfte führen und vor Gericht klagen. In der griechischen Antike hingegen wehte ein anderer Wind: «Ferner ist im Verhältnis das Männliche von Natur aus das Bessere und das Weibliche das Geringwertige, und das eine herrscht, das andere wird beherrscht», schrieb Aristoteles. Auch

wenn wir heute das alte Griechenland mit Fortschritt verbinden, waren die Frauen doch weitgehend von diesem ausgeschlossen. Ihr Ort war das Haus. In der Öffentlichkeit und in der Politik hatten sie nichts zu melden.

Es ist bezeichnend, dass Frauen in unserer Gesellschaft vor allem in der freien Wirtschaft geschminkt sind, wo ihnen eine gewisse Härte abverlangt wird. Und schaut man sich die

Chefinnen in Wirtschaft, Politik und Medien an, sieht man nur geschminkte Gesichter.

### Sorglose Momente

Make-up lässt eine Frau vielleicht nicht unbedingt schöner, aber in den meisten Fällen unberührbarer und weniger verletzlich wirken. Eine Maske hält auf Abstand. Das geschminkte Gesicht ist ein öffentliches. Mascara lässt die Augen wacher aussehen. Roter Lippenstift verleiht dem Gesicht Stärke. «Make up your life. Dein Weg zu Schönheit, Stil und Erfolg» heisst das 2015 erschienene Buch von Michelle Phan, einer der weltweit erfolgreichsten Schmink-Youtuberinnen. Im Buchtitel spielt Phan mit der Doppeldeutigkeit des Wortes Make-up. Denn als Verb bedeutet es so viel wie: erfinden, sich etwas ausdenken, erdichten. Wenn man so will, blitzt da noch ein wenig das Trügerische auf. Aber auch das: Kreativität. In ihrem Buch, das sich an ein junges Publikum richtet, erklärt die 29-jährige Phan nicht nur, wie man sich schminkt, sondern auch, wie man einen Businessplan schreibt. Eine Frau, die Make-up trägt, ist eine, die etwas aus sich und ihrem Leben macht – so die Botschaft.

Die Beauty-Industrie als Speerspitze der weiblichen Befreiungsbewegung? Na ja. Auch wenn der Gebrauch von Make-up das weibliche Selbstwertgefühl stärken kann, haben

### Die Selbstbestimmung der Frau und der Gebrauch von Schminke korrelieren positiv.

sich die Konzerne im 20. und 21. Jahrhundert nicht immer mit Ruhm bekleckert. Die Industrie lebt auch davon, Frauen das Gefühl zu geben, sie seien defizitär und – ja – von Natur aus hässlich. Insbesondere zu Beginn des 20. Jahrhunderts spielte die Werbung stark mit der Unsicherheit der Frauen. «Meistens liegt es am Aussehen, dass manche Frauen zu Partys ausgeführt werden, während andere nur nach Hause gebracht werden», warb das Kosmetikunternehmen Helena Rubinstein 1923 für seine Anti-Aging-Produkte.

«Was ich sage, ist vielleicht nicht aussergewöhnlich, aber die Wahrheit: Die sorglosesten Momente in meinem Leben hatte ich nicht, wenn ich mich schön fühlte, sondern, wenn ich keinen Gedanken an die Schönheit verschwendete», schreibt die US-Autorin Autumn Whitefield-Madrano in ihrem neuen Buch «Face Value». Sie bringt damit ein weibliches Lebensgefühl auf den Punkt. Denn die schönsten Momente erleben wir nicht auf einem Ball mit dickem Airbrush-Make-up, ständig besorgt, dass nichts verschmiert. Wir erleben das Glück besonders dann, wenn wir, ganz ungeschminkt, einfach nur wir selbst sein können.

Etwa dann, wenn im Bett ein Mann auf uns wartet, der uns so am schönsten findet, wie wir aus der Dusche kommen. ○

## Top 10

### Knorr's Liste

1	L'économie du couple Regie: Joachim Lafosse	★★★★☆
2	Frantz Regie: François Ozon	★★★★☆
3	The Light Between Oceans Regie: Derek Cianfrance	★★★★☆
4	Sing Street Regie: John Carney	★★★★☆
5	War Dogs Regie: Todd Phillips	★★★★☆
6	Inferno Regie: Ron Howard	★★★★☆
7	American Honey Regie: Andrea Arnold	★★★☆☆
8	Snowden Regie: Oliver Stone	★★★☆☆
9	Finding Dory Regie: A. Stanton/A. MacLane	★★★☆☆
10	Tschick Regie: Fatih Akin	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (-)	Inferno Regie: Ron Howard	34 823
2 (1)	Finding Dory (3-D) Regie: A. Stanton/A. MacLane	32 073
3 (2)	Bad Moms Regie: Jon Lucas, Scott Moore	13 234
4 (3)	War Dogs Regie: Todd Phillips	9765
5 (4)	Snowden Regie: Oliver Stone	8206
6 (5)	Miss Peregrine's Home ... Regie: Tim Burton	6920
7 (-)	Alpzyt Regie: Thomas Rickenmann	4355
8 (9)	The Secret Life of Pets Regie: Chris Renaud, Yarrow Cheney	3808
9 (7)	Frantz Regie: François Ozon	2552
10 (6)	Sausage Party Regie: Conrad Vernon, Greg Tiernan	2352

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Warcraft: The Beginning (Universal)
2 (2)	The First Avenger – Civil War (Disney)
3 (-)	Alice im Wunderland (Disney)
4 (3)	X-Men: Apocalypse (Fox)
5 (-)	Money Monster (Sony)
6 (4)	Angry Birds (Sony)
7 (6)	Bibi & Tina 3 (Tudor)
8 (8)	Das Jerico-Projekt – Im Kopf des Killers (Impuls)
9 (-)	Chicago Fire (Staffel 4) (Universal)
10 (5)	The Jungle Book (Disney)

Quelle: Media Control



In der Todeszone: Phoebe Fox und Aaron Paul in «Eye in the Sky».

### DVDs

## Der Kammerspiel-Krieg

«Eye in the Sky» ist ein hochbrisanter Thriller über das moralische Dilemma mit dem ferngelenkten Töten.

Von Wolfram Knorr

An Schachteln verschiedener Grössen, die sich ineinanderschoben lassen, erinnert das Konzept eines ungewöhnlichen Polit-Thrillers, der fast ausschliesslich in geschlossenen Räumen spielt. Ziel einer grossangelegten Suche ist eine britische Terroristin der Al-Schabaab-Miliz, die in einem Haus in Kenias Hauptstadt Nairobi zusammen mit anderen einen Anschlag plant. In einer britischen Einsatzzentrale unter der Führung von Oberst Katherine Powell (Helen Mirren) wird das Treffen über Monitore verfolgt. Die Bilder sendet ein Drohnenflugzeug hoch über dem Geschehen. Um sich Gewissheit über die Identität der gesuchten Terroristin zu verschaffen, steuert ein kenianischer Agent aus der Nähe als Vögel und Käfer getarnte Kameras ins Innere des Hauses. Damit ein Raketenangriff stattfinden kann, braucht es die Amerikaner und einen ihrer Piloten. Steve (Aaron Paul) sitzt in einem Bunker in Las Vegas am Joystick vor den Monitoren und wartet auf seinen Einsatz. In London wiederum sitzen, um einen Konferenztisch gruppiert, General Frank Benson (Alan Rickman in seiner letzten Rolle), der Generalstaatsanwalt und Politiker als höchste Befehlsinstanz. Ihnen obliegt es, eine Entscheidung zu fällen.

Doch das wird ihnen schwergemacht, als sich ein Mädchen in die Explosionszone des Hauses begibt, um an einem Tisch Brot zu ver-

kaufen. Steve, der von Colonel Powell grünes Licht für den Angriff erhält, zögert, verlangt Sicherheit, verweigert den Abschuss. Die hibbelige Powell mit ihrem strengen Haarschnitt ist sichtlich genervt, weil sie die Terroristin, die sie nach langer Suche endlich gefunden hat, nicht überwältigen kann. Die bis dahin reibungslos verlaufende Aktion des über mehrere Kontinente verteilten Apparats kommt ins Stocken. «Können wir es uns leisten», fragen sich die Verantwortlichen am Konferenztisch, «ein Mädchen zu verschonen und dafür Dutzende, wenn nicht Hunderte von Opfern durch Anschläge hinzunehmen?» – «Im Prinzip ja», sagt eine Beteiligte, «weil der Tod des Mädchens propagandistisch den Terroristen dient; der Tod von Dutzenden aber würde uns entgegenkommen.» Beide Optionen sind schrecklich, die Zeit aber drängt.

Die Verantwortlichen winden sich, suchen Hilfe beim Aussenminister, der sich im Ausland aufhält; die Amerikaner warten ab, die Befehlsgewalt liegt bei den Briten. Der kenianische Agent wird gebeten, die Brote des Mädchens aufzukaufen, um es aus der Todeszone zu locken, doch das Vorhaben scheitert. Oberst Powell muss sich immer sichtbarer am Riemen reissen und fordert, die Gefahrenzone des Einschlags zu minimieren, um endlich das Plazet zum Angriff zu bekommen.



«Eye in the Sky», geschrieben von Guy Hibbert und inszeniert von Gavin Hood, ist als moralisches Fallbeispiel von furioser Provokation. Wie weit darf man gehen? Wie hoch sind die Werte von Recht und Vernunft? Der Konflikt lässt den Modellcharakter schnell vergessen. Beklemmend vor allem, wie die Welt zu einem bizarren Kammerspiel schrumpft. Das ist extrem spannend. ★★★★★

## Weitere DVDs

**Versailles** — Mit Kosten von rund dreissig Millionen Euro war sie die teuerste europäische Serie, deren erste Staffel im vergangenen Jahr von Sky Atlantic ausgestrahlt wurde. Kurios an der frankokanadischen Produktion von David Wolstencroft und Simon Mirren (Helen Mirrens Neffe) ist, dass die Originalsprache Englisch ist. Wen das nicht stört, der kann sich am Barock-Defilee von edlen Borten, schimmernden Kostümen, goldenem Schuhwerk und prachtvollen Tapisserien sattsehen – ein Nährboden für Intrigen und Morde am Hof von Louis XIV (George Blagden). Der König kehrte Paris den Rücken und baute dafür Versailles auf. Der Einstieg ist etwas schleppend. ★★★★★



Nährboden für Intrigen: «Versailles».

**No Offence** — In einem ziemlich heruntergekommenen Polizeirevier in Manchester haben drei Frauen das Sagen und ermitteln reichlich

unkonventionell. «No Offence» ist bester Brit-Humor und total inkorrekt. Männer haben fast nichts zu sagen, die Abteilungsleiterin (Joanna Scanlan) ist eine Kratzbürste. Ersonnen hat die Serie, deren erste Staffel nun vorliegt, Paul Abbott («Shameless»). ★★★★★



Total inkorrekt: «No Offence».

**Desierto – Tödliche Hetzjagd** — Angesichts der Flüchtlingsproblematik und Trumps Forderung nach einer Mauer ein aktuelles Thema, auch wenn in der Story politische Bezüge vermieden werden. Einer Gruppe Mexikaner gelingt die Flucht in die USA, doch mitten in der Wüste gibt die Karre ihren Geist auf, und die Flüchtlinge müssen den Rest des Wegs zu Fuss bewältigen. Ein Jäger (Jeffrey Dean Morgan), der durch die Gegend stromert und Hasen schießt, entdeckt bald bessere Jagdobjekte: die Mexikaner. Lustvoll schießt er sie ab, mit der in die gnadenlose Landschaft gebrüllten Rechtfertigung: «This is my home!» Zwei allerdings entkommen dem Massaker und machen dem Patrioten die Verfolgung immer schwerer. In Toronto wurde der Erstling von Jonas Cuarón, dem Sohn des «Gravity»-Regisseurs Alfonso Cuarón, ausgezeichnet. 1970 drehte Joseph Losey das Fluchtdrama «Figures in a Landscape». Der Titel trifft genau auch auf Cuaróns Film zu: aus allen Bindungen geschleuderte Individuen in karstig-rohem Niemandsland beim absurden Überlebenskampf. ★★★★★

## Fragen Sie Knorr

In «Swiss Army Man» spielt Daniel Radcliffe eine Leiche, die ständig furzt. Ich war mal ein Fan von ihm, doch das geht mir zu weit. Hab ich recht oder nicht?

S. Z., per E-Mail



Er kann doch nicht immer den bebrillten süssen Harry Potter spielen. Seit er kein Pubertierender mehr ist, erweitert er sein Spektrum. Schon in der Miniserie «A Young Doctor's Notebook» (2012) hatte er eine ziemlich schräge Rolle als völlig irrer Arzt, der vom Fach nichts versteht, aber helfen muss. Und

vier Jahre früher trat er in Ricky Gervais' Comedy-Serie «Extras» als notgeiler Pfadfinder auf, der die Frauen am Set einer Filmproduktion anmacht und mit einem ausgeleiterten Präservativ rumhantiert. Das Beste daran: Die Rolle machte ihm sichtlich Spass. Und wenn er dann noch seine runde Blechbrille abnimmt und sagt, er brauche sie nicht, wird klar, dass er sich über seine «Harry Potter»-Rolle lustig macht. Das spricht für ihn.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Rollins ante Williamsburg Bridge

Von Peter Rüedi

Er war von seiner Statur her ein Gigant (und er ist es noch, mit 86 Jahren tritt er immer noch gelegentlich auf, eine Art König Lear des Tenorsaxofons) – aber wie viele Riesen war er mit einer labilen Psyche geschlagen. Entgegen der dezidierten Attacca und der mächtigen Wasserverdrängung seines Tenorspiels war er gebeutelt von Anfällen des Selbstzweifels. Auf einem ersten Gipfel seiner Karriere, zwischen 1959 und 1962, zog sich Sonny Rollins ganz aus der Öffentlichkeit zurück. In nächtelangen Etüden blies er auf der New Yorker Williamsburg Bridge gegen den Strassenlärm an, «ich hatte nicht das Gefühl, ich spiele gut genug, nicht so gut, wie ich wollte».

Unmittelbar vor diesem freiwilligen Rückzug, im März 1959, war Rollins mit seinem pianolosen Trio (Henry Grimes am Bass, Pete LaRoca an den Drums) während eines Monats auf Europatournee. Die gesamten erhaltenen Live-Mitschnitte davon liegen jetzt wieder auf drei CDs vor, und sie lassen bei dem ausser John Coltrane eigenwilligsten Saxophonisten der zweiten Hälfte der Fünfziger keinen Augenblick der Schwäche oder auch nur Routine erkennen. Rollins war der ideale Partner für Schlagzeuger, die er mit seinen rhythmischen Haken und seinem schrägen Humor herausforderte. Auch der Veteran Kenny Clarke, der ihn in drei längeren, Rollins' langem Atem angemessenen Aufzeichnungen aus Aix-en-Provence befeuert, spielt stärker als sonstwo in diesen Jahren. Rollins spielt souverän mit den Strukturen seiner vornehmlich aus dem «Great American Songbook» stammenden Vorlagen (von seinen vielen Eigenkompositionen wählte er gerade «Oleo»), die er gelegentlich von aussen mit assoziierten Zitaten aufbricht.

Dabei ist auch ein Set eines Doppelkonzerts im Volkshaus Zürich vom 5. 3. 1959, der so hinreissend klingt, wie ich ihn als seinerzeitiger Zeuge in Erinnerung hatte. Gleichentags nahm Rollins (wie auch Horace Silver mit seinem Quintett) den gleichen Set im Studio Zürich auf. Ein Unikum, jetzt auf dem Label TCB erstmals zugänglich. Wunderbar, in beiden Fällen. Sternstunden des Jazz. Nur Rollins selber wollte das nicht so sehen.



**Sonny Rollins Trio:** Live in Europe 1959. Complete Recordings. 3 CDs. Essential Jazz Classics EJC 55693.

**Sonny Rollins Trio & Horace Silver Quintet:** Zurich 1959. Swiss Radio Days Jazz Series Vol. 40. TCB 02402

# Kernthemen des Menschseins

Luzern begeistert erneut als Kulturstadt; stimmiger Abend im Zürcher Schiffbau. *Von Hildegard Schwaninger*



Voller Überraschungen: Magdalena Risberg in «Rigoletto».

Luzern ist eine kulturelle Leuchtenstadt. Trotz des endgültigen Scheiterns des Grössenwahn-Projekts Salle Modulable. Mit dem Lucerne Festival gehört es kulturpolitisch zur Spitze der internationalen Player. Die Luzerner sind wohlhabend, aber mit Mass, nicht mit dem in Zürich oft spürbaren Protz. Jetzt herrscht auch im Theater Luzern, das ganzjährig das einheimische Publikum bedient, ein ganz frischer Wind. Der 1977 geborene Regisseur **Benedikt von Peter** aus Köln hat als Intendant das Zepter übernommen. Und gleich eingeschlagen wie eine Bombe. Sein «Prometeo», ein experimentelles Klangerlebnis mit **Luigi Nono**, hat die Luzerner begeistert; sämtliche Vorstellungen waren ausverkauft. Der kaufmännische Direktor, **Adrian Balmer**, ist entzückt.



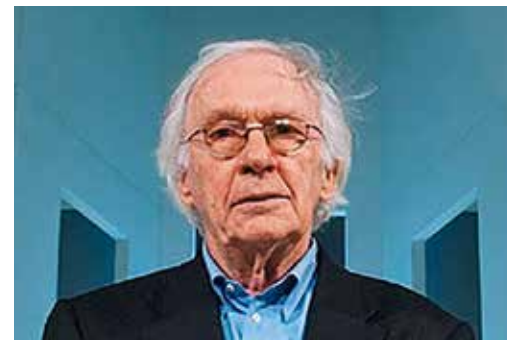
Sackstark: Claudio Otelli.

Nach diesem spektakulären Auftakt ist auch die zweite Produktion, die Benedikt von Peter verantwortet, schlagzeilenträchtig. «Rigoletto» in der Viscosistadt in Emmenbrücke, die heute Teil der Hochschule Luzern (HSLU) ist. Die Viscosi war ein wichtiger Standort der Schweizer Kunstseidenindustrie mit bewegter Geschichte. 1906 gegründet, stellte die Viscosuisse – nach Besitzerwechseln und Turbulenzen – die Viskoseproduktion 1980 ein, 2006 schloss man die Firma.

«Rigoletto» fand in der Pilothehalle statt. Eine aufregende Inszenierung (Regie: **Marco Storman**) voller Überraschungen. Es dirigiert **Stefan Klingele**, der Musikdirektor der Musikalischen Komödie Leipzig. Mit dem Österreicher **Claudio Otelli**, der Ensemblemitglied der Wiener Staatsoper war, an der Semperoper Dresden, der Mailänder Scala, der Bayerischen Staatsoper in München etc. sang, hat Luzern einen sackstarken Titelhelden, mit dem jungen Mexikaner **Diego Silva** einen schmissigen Herzog von Mantua und mit der Schwedin **Magdalena Risberg** eine rührend schöne Gilda. Die Pilothehalle tobte, es gab Jubel, Fernsehen und Presse waren da, man sah die vom TV bekannten Gesichter **Kurt Aeschbacher** und **Heidi Maria Glössner**. Dann feierte man im Foyer der HSLU. Die Pilothehalle hat bald ausgedient: Nach der letzten «Rigoletto»-Vorstellung wird sie abgerissen. Luzern leuchtet.

Mit der Vergabe des Literaturnobelpreises an **Bob Dylan** erhielt auch die Lyrik der Popmusik die höheren Weihen. In diesem Kontext bekam der Abend «Texte von Jacques Brel» in der Box im Schiffbau eine neue Dimension. Der Abend gehörte vor allem dem Regisseur **Werner Düggelin**. Seine Fan-Gemeinde war so ziemlich in corpore da. Auf der Bühne (Gestaltung: **Raimund Bauer**) stand der genialische Schauspieler **André Jung**, sprach, flüsterte und spielte die Texte des Chansonniers Jacques Brel, Brel-Übersetzer **Yves Binet** hat die Textcollage gestaltet. Im Publikum lauschten die *Parkett*-Herausgeberinnen **Jacqueline Burckhardt** und **Bice Curiger**, Verlags-Mitbesitzerin und Philanthropin **Annette Ringier** (Annette-Ringier-Stiftung), Schauspielerin **Susanne-Marie Wrage**, Unternehmer (Goldbach Media) und Kulturmäzen **Beat Curti**, Künstler-Ehepaar **Thomas Wollenberger** und **Evita Galanou** (Video-Art), Fotografin **Elfie Wollenberger**, Schriftsteller **Franz Hohler**, Kunstfreund **Max Wiener**. Praktisch inkognito war Stadtpräsidentin **Corine Mauch** anwesend.

Auf der Bühne wurden die Kernthemen des Menschseins abgehandelt: Sehnsucht, Freiheit, Liebe, Geld, Kindheit, Angst, das ewige Ringen des Menschen um den Sinn seiner Existenz. In den Texten von Jacques Brel meinte man, viel Autobiografisches von Werner Düggelin zu hören. Düggelin, mittlerweile 86, wirkte wie immer zeitlos. Er trägt Converse und einen



Zeitlos: Werner Düggelin.

Schal, als er zum Schlussjubel auf die Bühne tritt, und wirkt – wie immer – etwas überrascht über die Heftigkeit der Ovationen. Seine Langzeitmuse **Monika Neun** war – im himmelblauen Sennenkütteli – eine erfrischende Erscheinung. Die Theaterwissenschaftlerin ist fast vierzig Jahre jünger als Düggelin, war seine Regieassistentin von 1993 bis 1997, sie gründeten gemeinsam Raum 33, eine Plattform für junge Theaterschaffende. Heute arbeitet Neun als Lehrerin und studiert wieder. An der Premierenfeier in der Schiffbau-Halle, einer besonders schönen Party-Location, tönnten Lieder von Brel aus den Lautsprechern, ein paar junge Leute tanzten. Es war ein stimmiger Abend.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



# Ode an Marjorie

Die letzte Liebe von Marjorie McCool, 93, war Kyle Jones, 33, Call-Center-Angestellter. Als sie vor einem halben Jahr starb, wusste er zumindest: ganz sicher nicht an gebrochenem Herzen.



«Wirklich alles?»: Marjorie, Kyle, dessen Mutter.

**Gegen den Jugendkult:** Meine Mutter dachte zuerst, die älteren Frauen seien einfach eine Phase, in der Zwischenzeit akzeptiert sie diese Vorliebe, mit der ich übrigens nicht allein dastehe: Neuere Untersuchungen ergaben, dass bis zu zwanzig Prozent aller Männer sehr viel ältere Frauen mögen. Dass meine Mutter vierzig Jahre jünger ist als meine Geliebte, störte keine der beiden. Mom hat sich längst damit abgefunden, dass es wohl nie Enkelkinder geben wird.

**Toyboy:** Während sich die beiden Frauen in meinem Leben tolerant zeigten, machte mir die Gesellschaft Vorwürfe. Die häufigsten Anschuldigungen? Ich wolle nur das Geld von Marjorie oder auch, ich sei pervers. Dass sich greise Milliardäre eine knackige Zwanzigjährige an ihre Seite holen, gilt irgendwie als normal. Tut dies eine Frau, ist es ein Skandal. Dass ich mein eigenes Geld verdiente und sie mir ohne Hintergedanken sehr gut gefiel, war den meisten Menschen ein doppeltes Rätsel.

**Keine Störung:** Was Gerontophilie bedeutet, ist mir bekannt, aber es interessiert mich nicht. Dass meine Vorliebe mit einer sozialen oder gar psychischen Störung verbunden sein soll, finde ich beleidigend. Marjorie und all die anderen waren kein Resultat einer Störung.

Manche Leute stehen auf Cheerleaderinnen, ich stehe auf Frauen in etwas höherem Alter. Meine erste Liebe war 50-jährig, ich war damals 18. Seither habe ich die Altersgrenze stetig nach oben geschraubt.

**Cool:** Marjorie war lustig und sah gut aus, sie ging ins Altersturnen und war auch körperlich fit. Darauf war sie stolz. Marjorie schätzte ich auch für ihre Erfahrung, ihre Weisheit, ihren Humor. Die Sorgen junger Frauen, die mit der Familienplanung und tausend Dingen beschäftigt sind, die sie nerven und ärgern, kannte sie nicht. Sie war gelassen. Wie ihr Name: McCool eben. Es ging aber nicht nur um den Charakter. Ich fand sie in jeder Hinsicht anziehend: Mir gefielen die Haut, der zarte Gang und die silbernen Haare. Und ja, wir konnten die Hände nicht voneinander lassen, auch wenn diese Vorstellung vielen Leuten Mühe bereitet.

**Gute Chancen:** Für mich musste sie sich definitiv nicht jünger stylen, und Angst, dass sie mich an eine jüngere Frau verliere, hatte sie natürlich nicht. Was sie eher ängstigte, war die Frage: «Was geschieht, wenn ihm eine liebste Hundertjährige über den Weg läuft?» Spass beiseite: Wir führten eine offene Beziehung. Jeder durfte machen, was er wollte. Nebst Marjorie gab es noch ein paar andere betagte Damen, sie musste aber keine Komplexe haben, denn die waren allesamt wesentlich jünger als sie. Die Chancen, als junger Mann bei einer älteren Frau zu landen, würde ich als sehr gut bezeichnen. Daran bin nicht ich schuld, sondern all die dummen Männer, die Frauen ab sechzig keines Blickes mehr würdigen.

**Spätes Geschenk:** Am Anfang kaufte sie ein hübsches Nachthemd und auch Dinge, die irgendwelche Schönheitsfehler verstecken sollten. Ich überzeugte sie davon, dass alles an ihr toll aussieht. Wie alle Frauen konzentrierte sie sich gerne auf das, was am Körper nicht gut ist. Sie fragte: «Wirklich alles?» Ich sagte und meinte es ehrlich: «Natürlich.» Im hohen Alter endlich einen Mann gefunden zu haben, der sie von Kopf bis Fuss wollte, empfand sie als Geschenk. Ihr Tod hat uns getrennt. Mein Trost ist, dass sie bestimmt nicht an einem gebrochenen Herzen starb.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Teufelswinkel

Von Andreas Thiel — Der neue Schweizer.

**Journalist:** Herr Dr. Knollenblätter, als Soziologe untersuchen Sie den gesellschaftlichen Wandel. Worin unterscheidet sich der frühere arme, ländliche Schweizer vom modernen, gebildeten Städter des 21. Jahrhunderts?



**Soziologe:** Der frühere Schweizer war Bauer, bebaute das Feld und versorgte das Land mit frischem Gemüse. Der heutige Schweizer hat Umweltwissenschaften studiert, arbeitet für das Bundesamt für Gesundheitsprävention und versorgt die Bevölkerung mit Ratschlägen zur gesunden Ernährung.

**Journalist:** Die Verkehrsdichte hat unerwartete Ausmasse erreicht. Ist der Schweizer so unglaublich mobil geworden?

**Soziologe:** Im Gegenteil. Der frühere Schweizer legte weite Strecken zurück, um sein Gemüse auf Märkten zu verkaufen. Der neue Schweizer hingegen bleibt daheim in seiner Stadtwohnung und lässt sich alles nach Hause liefern, regt sich aber über den Verkehr auf, den die Lieferwagen dabei verursachen.

**Journalist:** Aber aufgeklärter ist er schon geworden, der neue Schweizer. Früher war man doch noch sehr religiös.

**Soziologe:** Religiös ist auch der neue Schweizer, aber mit anderen Vorzeichen. Früher gab es in jeder Bauernstube einen Gotteswinkel, in welchem unter dem Jesuskruz Bilder von Wilhelm Tell und Winkelried hingen. Und man betete dafür, dass der Sommer warm und die Ernte reich ausfallen möge. In der Stadtwohnung des modernen Schweizers gibt es einen Teufelswinkel mit einem Opfertisch, auf welchem unter der neusten Ausgabe der *Weltwoche* Mörgeli, Blocher, Köppel und neuerdings auch von Rohr, Thiel und Gölä verteufelt werden in der Hoffnung, dass die Klimaerwärmung endlich eintrifft und man auch weiterhin Subventionen für seine Solaranlage auf dem Dach ernten können.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Fürs Jahrhundert

Von Peter Rüedi



**P**ierre-Luc Leyvraz, Vigneron-Encaveur in Chexbres, also im gesegneten Lavaux, ist kein Mann der Superlative. Das heisst: Er ist mit seinem St-Saphorin Les Blassinges zwar selbst ein Superlativ, aber ein Wort wie «Jahrhundert-jahrgang» unterliefe ihm kaum, obwohl er den Jahrgang 2015 genau für das hält. «2015 wird in den Annalen für einen sehr grossen Jahrgang stehen. In 35 Jahren in diesem Beruf habe ich noch nie so reife Trauben geerntet, so konzentriert im Zucker und in den Aromen. Man darf für diese Weine ein grosses Lagerpotenzial erwarten, auch wenn sie schon jetzt sehr harmonisch sind. Unter Winzern heisst es, wenn einem 2015 kein guter Wein gelungen ist, sollte man besser den Beruf wechseln.»

So hängt Leyvraz seinen eigenen Beitrag zu diesem staunenswerten Chasselas gleich wieder tief, indem er ihn zur Selbstverständlichkeit erklärt. Ist er selbstredend nicht, auch wenn natürlich stimmt, dass sich das Können eines Weinbauers tatsächlich so recht erst in komplizierteren Jahren (wie dem zu erwartenden Sechzehner) beweist. Zum Lagerpotenzial: Chasselas ist nicht nur ein Weisswein zu raschem Konsum, schon gar nicht ein so rebreicher, runder, bei all seiner Eleganz vollmundiger und langer St-Saphorin wie Leyvraz' Blassinges 2015. Solche Weine werden mit dem Alter oft sogar besser, aber sicher werden sie anders. Sie verwandeln sich. Wer die Geduld aufbringt, ein paar dieser Flaschen in einer Kellerecke zu vergessen, der kann nach langem noch ein tiefgründiges Wunder erleben (so seine Lebenserwartung das zulässt). Will sagen: Von solchen melancholischen Bedenken abgesehen, ist besonders reizvoll, bei einem Wein wie diesem hinter der gegenwärtigen glanzvollen Oberfläche die potenziellen zukünftigen Dimensionen mit vorauszuahnen. Doch bleiben wir beim Hier und Jetzt: Leyvraz' 15er sollte den letzten Chasselas-Skeptiker überzeugen, welch nobles Potenzial in der Schweizer Nationaltraube steckt. Wenn ihr ein Winzer nur mit der rechten Sorgfalt begegnet. Und der Konsument mit der rechten Wertschätzung.

Pierre-Luc Leyvraz: St-Saphorin Grand Cru 2015 Les Blassinges. 12,5% Fr. 17.80. [www.leyvraz-vins.ch](http://www.leyvraz-vins.ch)

## Salat und Sternchen

Das «Spago» von Wolfgang Puck in Beverly Hills ist ein Leuchtturm der «California Cuisine». Von David Schnapp



Gesunde Kost aus hervorragenden Produkten: Gastronom Puck; amerikanisches Mittagsmenü.

**N**achdem ich die Zukunft der Freiheit auf zwei Rädern in einem Flugzeughangar gesehen hatte (siehe Kolumne «Motorrad», Seite 65), kam der Hunger auf. Wenn immer möglich, verlasse ich Los Angeles nicht ohne einen Besuch im «Spago» von Wolfgang Puck. Der gebürtige Österreicher hat in den USA ein beachtliches Restaurant-Imperium aufgebaut mit Steakhäusern, Cafés und vielen anderen Lokalen. Das Herz des Imperiums aber liegt in Beverly Hills, im «Spago» zeigt sich exemplarisch, was Pucks «California Cuisine» ausmacht.

### Leicht und erhebend

Es beginnt mit zwei Salaten – wir sind zu zweit und teilen uns die Gerichte –, der eine liegt unter vier Scheiben rohem Grossaugen-Thunfisch, der andere unter Hummerstücken. Es ist nur ein Salat, aber da es vermutlich die Hauptmahlzeit vieler hier einkehrender Sternchen ist, hat auch die gesunde Kost ein hohes Qualitätsniveau. Die Produkte aus dem Meer sind hervorragend, die Avocado hat den perfekten Reifegrad, das Ponzu-Dressing mit Sesam zum Thunfisch ist nicht originell, aber ausgezeichnet, und zusammen schmeckt das alles frisch, leicht und erhebend.

Als der «Guide Michelin» 2009 sein Erscheinen in Los Angeles einstellte, war das «Spago» mit zwei Sternen bewertet, was an-

gesichts des Lunch-Programms nicht sofort nachvollziehbar ist; die Gerichte auf der Abendkarte allerdings sind einiges ausgefeilter. Aber was nun aufgetischt wird, sieht zwar eher rustikal aus, ist aber, was Geschmack und Produktequalität angeht, absolut erstklassig: zunächst ein mächtiges Stück Kabeljau auf Gemüse (Pak Choi, Lotuswurzel) und dazu ein Jus auf der Basis von süsslicher Sojasauce. Der Fisch ist aromatisch und fleischig und an sich schon ein Höhepunkt. In dem reduzierten Ensemble kommt er zudem unverfälscht zur Geltung.

Das gilt erst recht für das Entrecôte vom Wagyu-Rind aus Amerika, das aussen kräftig angebraten ist und intensive Röstnoten aufweist, innen halbroh gegart wurde und so viele Nuancen eines guten Fleischstücks hervorbringt. Das aromatische Fett ist durch die hohe Hitze geschmolzen und wirkt so wie ein natürlicher Geschmacksverstärker. Natur und Geschmack sind gewissermassen die «Spago»-Hauptzutaten – ein durch und durch kalifornisches Original.

Spago: 176 North Canon Drive, Beverly Hills, CA 90210; Tel. +1 310 385 0880. Täglich geöffnet, sonntags und montags kein Mittagessen.





Blick in die Kristallkugel: «The Great Escape» von BMW.

## Motorrad

# Zukunft der Freiheit

In Los Angeles hat BMW zum hundertsten Geburtstag der Firma das Motorrad von überübermorgen vorgestellt. *Von David Schnapp*

Als Neulenkler in der Kategorie der schweren Motorräder ist man vermutlich eher bereit, sich auf fantastische Zukunftsvisionen einzulassen. Ich reiste also frohgemut nach Kalifornien, um in einem umgebauten Flugzeughangar in Santa Monica zu hören, wie sich die verantwortlichen Führungskräfte des Automobil- und Motorradherstellers BMW die Mobilität von überübermorgen vorstellen.

Im Rahmen seines hundertjährigen Bestehens hat BMW seine «The Next 100 Years» genannten Zukunftsvisionen in München, London, Peking und eben Los Angeles präsentiert. Und da BMW mit dem Bau von Motorrädern (R32 von 1923) noch vor der Autoproduktion begonnen hatte, kam der Präsentation in der auf gefühlte sechzehn Grad heruntergekühlten Halle besondere Bedeutung zu. In einer digitalen Welt würden mechanische Objekte wie ein Töff zu Luxusgütern, heisst es bei BMW. Das Motorrad der Zukunft folgt der Lösung, die BMW-CEO Harald Krüger ausgegeben hat: «Mobilität garantiert Freiheit.» Und

die Zukunft bringt Sonnenschein, fröhliche Menschen und bunte Farben – so jedenfalls wurde sie bei der Präsentation in aufwendig produzierten Videos dargestellt, bevor eine Motorradfahrerin auf der beeindruckenden Studie «The Great Escape» in das Auditorium rollte. Das Zweirad erinnert ansatzweise an Batmans «Batpod» aus «The Dark Knight», folgt der Dreiecksform der alten R32 und integriert den ikonischen BMW-Boxermotor in das kompakte Chassis.

In der Vorstellung der BMW-Designer müssen Motorradfahrer keinen Helm mehr tragen; Gyrosensoren sorgen dafür, dass das Fahrzeug immer in Balance bleibt und nicht kippen kann – eine neue Harmonie von Mensch und Maschine und eine ganz neue Sinneserfahrung auf zwei Rädern. Schutzkleidung wird durch leichte, abriebfeste Spezialfasern ersetzt, und in einer Schutzbrille – der Weiterentwicklung des heutigen Head-up-Displays – werden dem Lenker nicht nur die Navigationsinformationen angezeigt, sondern auch

die Ideallinie, der er folgen soll, um aus der täglichen Routine auszubrechen. Natürlich ist das Motorrad von überübermorgen emissionsfrei, und weil man es ohne Helm fahren kann, eignet es sich auch für Sharing-Systeme. Und schliesslich wird das Fahrzeug von Schaltern und anderen Bedienelementen befreit; die Bedienung erfolgt über Gestensteuerung, was heute schon ansatzweise in der BMW-7er-Limousine funktioniert.

### Lautlose Erscheinungen

Ein Motorrad zu designen, sagte mir BMW-Chefdesigner Adrian van Hooydonk später in einem kurzen Gespräch, sei schwieriger, als ein Auto zu zeichnen: «Entwirft man ein Motorrad, sind 80 Prozent der Zeichnung Technik und Motor. Und man muss immer den Fahrer mit einberechnen, es gibt sehr viel mehr sichtbare Details. Beim Auto spielt das alles keine Rolle.» Die Vision einer helmlosen Motorradzukunft sei durchaus realistisch, sagt van Hooydonk: «Wenn Autos autonom fahren können, miteinander kommunizieren und so Unfälle verhindern, können Gesetze geändert werden.»

In zwei, drei Generationen gibt es wohl immer noch Motorräder und Motorradfahrer, aber es werden vielleicht keine tollkühnen Männer auf ihren röhrenden Maschinen mehr sein, sondern lautlose, elegante Erscheinungen auf der Fahrt in die Freiheit.



«Sich auf Ablehnung vorbereiten»: gewesener Obdachloser, heutiger Milliardär DeJoria, 72.

MvH trifft

## John Paul DeJoria

Von Mark van Huisseling — Der Aufsteiger hat Erfolg und Geld und tut Gutes – und spricht darüber.

Sie waren Vertreter und haben ohne Verabredung Bücher verkauft – was haben Sie dabei gelernt?» – «Das ist eine wunderschöne Frage für mich. Als ich von Tür zu Tür zog, um <Collier's Encyclopedia> [Universalenzyklopädie] zu verkaufen, kannte ich nur eins: <Gib nicht auf.> Man muss sich auf Ablehnung vorbereiten, eine Menge Ablehnung. Wenn man vorbereitet ist, trifft es einen nicht so hart. Ich versuchte, an der 51. Türe gleich enthusiastisch zu sein wie an den vorangegangenen fünfzig Türen, die mir vor der Nase zugeschlagen wurden.» – «Wie bereitet man sich auf Ablehnung vor?» – «Es ist schwierig. Die durchschnittliche Beschäftigungsdauer eines Tür-zu-Tür-Enzyklopädie-Verkäufers ist drei Tage. Darum weiss man, dass man gut sein muss, falls man den Job aushält. Ich war gut. Und wurde immer besser – statt an fünfzig Türen zu klopfen, um ein Geschäft zu machen, musste ich nur noch an zehn Türen klopfen. Ich hab den Job jahrelang gemacht.»

John Paul DeJoria, 72, ist ein amerikanischer Unternehmer, er ist Mitgründer und Chef respektive Präsident von John Paul Mitchell Systems, einem Haarpflegeproduktehersteller, und von The Patrón Spirits Company, einer mexikanischen Tequila-Brennerei. Der Sohn eines italienischen Einwanderers und seiner Frau, die aus Griechenland nach Los Angeles zog, ist bekannt dafür, es als ehemaliger Obdachloser zum Milliardär gebracht zu haben; sein Vermögen wird auf zwischen drei und vier Milliarden Dollar geschätzt (Quellen: *Forbes*-Magazin, Wikipedia). Vor einigen Wochen war er in Zürich, wo dieses Gespräch stattfand, um den Dokumentarfilm «Good Fortune» vorzustellen. Darin geht es um sein Leben, seinen Aufstieg sowie seine Spenden und Leistungen für wohltätige Zwecke, die er erbringt; er unterstützt etwa Institutionen, die hungernden Kindern in Afrika Nahrungsmittel verteilen sowie ehemalige Kriegsgebiete von Minen säubern. Im Film

wird, in meinen Augen, dick aufgetragen. Beispielsweise wenn eine Reihe seiner zum Teil berühmten Freunde (etwa Dan Aykroyd oder Michelle Phillips) sowie zwei seiner sechs Kinder minutenlang über seine Selbstlosigkeit Zeugnis ablegen. Persönlich denke ich, dass Menschen mit edlem Charakter – falls sie Dokumentarfilme über sich drehen lassen – auch strenger urteilende Bekannte zu Wort kommen lassen, weil wo Licht ist, auch Schatten sein dürfte, und es zudem der Glaubwürdigkeit dient. Er lebt in Austin (Texas).

«Ihr Geschäftspartner Paul Mitchell starb mit 53 Jahren. Danach übernahmen Sie die Firma – mussten Sie dafür Finanzpartner ins Boot holen?» – «Wir waren Partner, jeder hatte fünfzig Prozent. Er machte nichts, was mit Business zu tun hatte [er war Friseur], ich machte nichts, was mit Haaren zu tun hatte. Wir passten schön zusammen, hatten nie Streit. Er wollte, dass sich nach seinem Tod nichts änderte im Geschäft, darum setzte er mich als Erben seines Anteils in seinem Testament ein.» – «Was sagte sein Sohn Angus dazu?» (Er ist heute 46, Friseur wie sein Vater, arbeitet in leitender Stellung im Unternehmen und ist Mitbesitzer, steht auf der Firmen-Website.) – «Was hätte er sagen sollen? Es war der Wunsch seines Vaters. Mir gehört nicht die ganze *company*, aber die Mehrheit.» – «Im Film über Ihr Lebenswerk lernt man wenig über die Paul-Mitchell-Systems-Haarpflegeprodukte – sind diese von besonders guter Qualität, oder sind Sie ein besonders guter Verkäufer?» – «Unsere Produkte sind überlegen. Sie mussten es sein. Und zwar nicht bloss einmal, sondern immer wieder. Sonst hätten wir die Firma nicht mit 700 Dollar Startkapital und ohne Werbung grossmachen können.»

«Sie tun viel Gutes und spenden hohe Beträge für wohltätige Zwecke. Sie haben aber auch eine Schnapsbrennerei gegründet – obwohl man sagen kann, dass Leute, die harten Alkohol konsumieren, viel Schaden anrichten und für grosses Leid sorgen ...» – «Ich habe Patrón gegründet. 1989 gab es in Amerika keinen Premium-Tequila. Ich habe zu einem Geschäftspartner, der in Mexiko Kontakte hatte, gesagt: <Lass uns den besten Tequila machen. Wenn die Qualität stimmt, finden wir Kenner, die ihn geniessen und sich nicht damit abschliessen.> Das ist eine gute Sache.» – «Sie vertrauen darauf, dass man sich mit Ihrem Getränk nicht betrinkt.» – «Ja, und man muss sehen, High-End-Tequila, wie wir ihn herstellen, macht nicht süchtig. Das ist ein bewiesener Fakt.» – «Was ist Ihr Rezept, um Ihre grosse Familie – sechs Kinder von verschiedenen Frauen plus vier Enkelkinder, weit verstreut in einem grossen Land – zusammenzuhalten?» – «Liebe.»

Sein liebstes Restaurant: «Eines der besten japanischen Restaurants der Welt, meiner Meinung nach.» Sala of Tokyo, Limmatstrasse 29, Zürich, Tel. 044 271 52 90



	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25		26					
27					28						29	30		31
			32	33					34	35				
36		37					38	39						40
41										42				
43								44				45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Statt Androgynie Androgene  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Spitzbube: für den gibt's wohl kein perfektes Rezept. 8 Das spezielle Licht passt bestens zur TV-Werbung. 11 Ein Fürwort für nur eine Person. 12 Die rote Karte für den einen bringt sie für die andern. 14 Die II., und immer noch mit Krone. 15 Womit der Stuhl auch zum Sonnen taugt. 17 Jeder sorgt irgendwie für einen neuen Anfang. 18 Das Treffen wird wohl einem Zweck dienen. 19 Er folgt mit Sicherheit auf 17 waagrecht. 21 Er und die Psyche, doch er braucht keine psychologische Betreuung. 22 Gegen Ansteckungen gefeit, von Strafverfolgung oft befreit. 24 Er lässt uns an Bruder Klaus denken. 27 Bei Expertenrunden ist er sicher nicht gefragt. 28 Namentliche Assoziation zu Spaghetti-Western. 29 Einer schimpft den andern Sackträger. 32 Sie lässt Pariser das Meer zumindest erahnen. 34 Ein Gewirr, das faserige Gebilde. 36 Plastik mit oft erstaunlicher Haltbarkeitsdauer. 38 Der Fachausdruck, der es genau trifft. 41 Meistgetrunkene Biersorte, mild gehopft und untergärig. 42 Weder Zapfen noch Dolde, doch ebenfalls ein Blütenstand. 43 CH-Behörde für Radio- und TV-Reklamationen aller Art. 44 Verknüpfen muss man es mit Frankreich, dann haut es hin. 45 B..bo.: Kinder mögen es besonders. 46 Eine wie die Russin Marie Vassiliev und die Amerikanerin Agnes Martin. 47 Das Zahlwort gehört zum englischen Einmaleins.

**Senkrecht** — 1 Weiter nach oben geht's auf der Balkanhalbinsel nicht. 2 Leidenschaftlich gefeit – eine hohe Kunst. 3 Infanteristen und Söldner: man denkt bei ihnen an Algerien und Kriege. 4 Ausser – ist dann ein Palindrom. 5 Schottland: Man nennt die Stadt auch Silver City. 6 Man spielt sie, in Australien wie in den USA. 7 So dann herausragend und durchaus souverän. 8 Typisch für ihn, gegen den Strom zu schwimmen. 9 Sie macht sich über Briefmarken kundig. 10 Was einst Öl genannt, ist als ätzende Flüssigkeit bekannt. 11 Der geübte Blick schätzt es beim Ganzen ganz besonders. 13 Begrünt ist der Park zwar, aber nur zur Hälfte. 16 Die Winzlinge bevölkern die Märchenwelt. 20 Als was wir Nofretete am liebsten sehen. 23 Grabbau, auf den die Pyramiden folgten. 25 Farbstoff wie Stift, der Hämatit sorgt fürs Rot. 26 War fast schon Gold wert, jene israelische Aussenministerin. 28 Die Wesensart erspart Ärger. 30 Der Monsieur trifft in Portugal auf sein Ebenbild. 31 Blende, Streifen, Verstärkung, wenn's um die Mauer geht. 33 Unserer? Nein. Ja was folgt dann? 35 Solch ein TV: ganz schön clever. 36 Touristen wissen: als Stadtteil nicht empfehlenswert. 37 Quecksilbrig, aber ungiftig. 39 Clapton wird auch so gemocht. 40 Sie folgt auf die Wahl, inhaltlich ist sie entscheidend.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 488**

	L			D		S	C	H	A	R				B
E	I	S	E	N	A	C	H		B		E	F	E	U
L	E	C	K	S		H	I	S	B	O	L	L	A	H
F	U	H	R		S	A	N	T	A	C	L	A	U	S
E	M	A	K	A	K	A		T	I	C				E
B	I	S		G	A	S	T	R	O	N	O	M		
F	R	E	I		A	L	A	U	N		G	N	O	M
A	R	T	H			R	E	S	E	T				U
B	V	G		U	N	A	R	T		M	O	U	L	E
L	O	E	H	N	E		A	T	L	A	N	T	I	K
E		L		N	I	S	S	E		I		T	N	T
I	N	D	I	E	N		S		E	L	P	A	S	O

**Waagrecht** — 3 SCHAR 7 EISENACH 10 EFEU 13 LECKS 14 HISBOLLAH 17 FUHR 18 SANCATLAUS (engl. f. Samichlaus) 19 MAKAK 20 TIC 21 BIS 22 GASTRONOM 26 FREI 27 ALAUN 28 GNOM 29 ARTH 31 RESET 33 BVG 34 UNART 36 MOULE (franz. f. Miesmuschel) 39 LOEHNE 40 ATLANTIK 41 NISSE 42 TNT 43 INDIEN 44 ELPASO (span. f. der Schritt)

**Senkrecht** — 1 LIEU (franz. f. Ort) 2 DNS 3 SCHKAL 4 CHIN 5 ABBA 6 BEAU 7 ELFE 8 SCHMIERGELD 9 EKRASIT 10 ELLINGTON 11 FLACON 12 UHSE 15 STATUETTE 16 OCTO (-gen) 18 SAGA 21 BRAVO 23 SARRASS 24 RNS 25 MOULINS (franz. f. Mühlen) 30 HUNNE (war ein Nomade, später Halbnomade) 32 EMAIL 33 BLEI 35 NEIN 37 UTTA 38 EKTO (-parasit)

**Lösungswort** — **RAETSELRATEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



MANERO POWERRESERVE  
AUTOMATIK | ROTGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

*carl-f-bucherer.com*